



MIT KARDINAL WYSZYŃSKI, dem Primas ihrer Kirche, werden die Polen einen «Vater des Vaterlandes» verlieren (vgl. Artikel S. 117ff.). Der unbeugsame Mann, der in den dunkelsten Zeiten des Stalinismus seine Landsleute auf den heiligen Berg der Jasna Góra verwies, hat von dort aus bereits im vergangenen August (am Fest der schwarzen Madonna) ein Mahnwort an Kirche und Volk gerichtet, das möglicherweise als sein Testament an die Nation in die Geschichte eingehen wird. Es war freilich nicht sein eigener Abschied, sondern die gefährliche oder, wie Wyszyński sagte, «schmerzliche» Situation, worauf sich seine Rede bezog. Es war die Zeit der hitzigen, ungestümen Forderungen, die sich von Danzig aus wie ein Steppenbrand über das ganze Land ausbreiteten. Alles sprach von «Rechten». Auch der Primas. Aber er stellte ihnen die *Pflichten* gegenüber. Und während er die Unantastbarkeit der Jasna Góra als eine durch sechs Jahrhunderte erhärtete «historische Erfahrung» pries, fügte er sogleich hinzu: «Aber vergessen wir nicht, daß die erfolgreiche Verteidigung durch die allheilige Mutter unsere Zusammenarbeit erfordert.»

Gewissenerforschung einer Nation

«In diesem Augenblick», so erklärte der Kardinal, «ist für das Vaterland die Stunde der Gewissenerforschung gekommen.» Die gemeinsame Verantwortung wurzelt in gemeinsamer Schuld, denn: «Niemand von uns ist ohne Sünde.» Der Kardinal sah die Versäumnisse auf allen Seiten, beim Regime wie bei den Gläubigen, und er sah sie vor allem im «Mangel an gesellschaftlichem Bewußtsein, in einer eigenartigen Passivität und Unempfindlichkeit dem Gemeinwohl gegenüber». Es sind die Zeiten der Prüfung, der Läuterung, die zu diesem Bewußtsein zurückführen: «Lassen wir nicht außer Acht, mit welcher Mühe wir – nach 125 Jahren Unfreiheit (1795–1918) – die Freiheit wiedererlangt haben!» Die Rede spielt hier im Stil der Propheten auf verschiedene aufeinanderfolgende Phasen der Geschichte an, um daraus die Lehre zu ziehen, daß es die Freiheit jeweils zu erkaufen galt, «indem wir redlich, ehrlich und opferwillig arbeiteten».

Auf dieses Thema der Arbeit kommt die Rede Wyszyńskis im Zusammenhang mit der *Berufsmoral* zurück. Jeder soll in sich gehen und sich über die Gewissenhaftigkeit in seiner Berufsarbeit Rechenschaft geben: «Wir klagen viel über die Unzulänglichkeit von Institutionen, wir wissen alles mögliche über Bummelanten zu erzählen, wir zählen die üblen Folgen schlechten Wirtschaftens auf und wälzen die Verantwortung auf einen anderen Berufszweig ab; aber bedenken wir auch, wie wir unseren eigenen Beruf ausüben?» Sozial engagiert, zeichnete Wyszyński ein durchaus differenziertes Bild vom gesellschaftlichen Gefüge und vom *pluriformen* Zusammenwirken. Eingängig formulierte er Faustregeln zur Wirtschaftslage, zum Beispiel zur Auslandsverschuldung: «Je gewissenhafter wir arbeiten, desto weniger werden wir borgen müssen.» Vor allem aber vermittelte Wyszyński in seinem Testament etwas von seinem weisen, pragmatischen Sinn, als er von der Geduld, vom Wartenkönnen, von den aufeinanderfolgenden Schritten, von den Erfahrungen des Wiederaufbaus und von den immer nötigen, immer wieder aufzunehmenden Verhandlungen sprach. Hinter dieser zähen Geduld soll ein gläubiges und ein geschichtliches Bewußtsein stehen: daß es dem Volk der Polen aufgegeben ist, «hier, zwischen Oder und Weichsel, weiter *auszuharren: das ist unser Platz*». Mit diesem Platz sind die Pflichten anderen gegenüber verbunden, nach dem Gebot «Macht euch die Erde untertan» – mit ihm aber auch die Rechte, nicht zuletzt das Recht auf Souveränität. «Wenn diese Einsicht wächst», so konnte der «geistliche Vater» zum Schluß der Bußrede an seine Nation sprechen, «wenn die Pflichten dem Vaterland gegenüber und die Aufgaben, die es zu erfüllen gilt, neu gesehen und angepackt werden, dann sind die Versäumnisse, deren uns das Gewissen in der schmerzlichen Lage von heute anklagt, zur *felix culpa*, zur glücklichen Schuld geworden.»

L. K.

FRANKREICH

Linksrutsch bei den Katholiken? Bisher noch keine genaue Analyse der Zusammensetzung der Wählerschaft von *François Mitterrand* – Eine Umfrage vor den Wahlen bestätigt die Faustregel: *Je mehr man zur Messe geht, desto mehr wählt man rechts* – Aber starker Rückgang der praktizierenden Katholiken seit 1958 – Religiös und politisch engagierte Gruppen, die sich der Kontrolle der Amtskirche entzogen haben.

Albert Longchamp, Genf

PFINGSTEN

Unterscheidung des Geistes: Ist der Glaube «des Denkens Freund», oder setzt er Kreuz und Fragezeichen in einen unversöhnlichen Gegensatz? – Gruppendynamik statt unliebsamer Fragen – Sonntagsgottesdienst als Ausdruck des Geistes der Schüchternheit – Sich-Festklammern an fertigen Formeln statt Geist der Mündigkeit – Geist Jesu, Erfahrung des Todes und der Auferstehung.

Herbert Kappes, Neuß

PHILOSOPHIE

Wir alle sind Synkretisten: Zu Willy Obrists Buch *Die Mutation des Bewußtseins* – Der naive Materialismus ist vorbei – Gesamtschau unseres Wissens tendiert zu einheitlichem Bewußtsein – Muß jedoch der Gott der Offenbarung ersetzt werden?

Max Schoch, Luzern

POLEN

Mai, Juni und Juli – drei Monate und drei Krisenherde: Derzeitiger Verfall der kommunistischen Arbeiterpartei, angespannte Wirtschaftslage, Verlust der Homogenität in der Kirche – Die neue Freiheit von innen und außen bedroht – Wird die «Solidarität» ihre Rolle als Volksvertretung verantwortungsvoll ausüben? – Warum die Regierung auch künftig einen starken Primas wünscht – Lebensqualität um den Preis von Konsumverzicht und was von der Kirche erwartet wird – Solange Maschinen fehlen, Intensivierung der Landwirtschaft durch Kleinbetriebe.

Robert Hotz

USA

Erfolge und Mißerfolge der Carter-Administration: Die Probleme einer Großmacht vor vielschichtiger Weltpolitik – Carters Mangel an politischem Stil – Sein Hang zum Detailwissen verhinderte die Synthese – Die bipolare Sicht der Welt («Ost-West») war ihm mit Recht zu schmal – Konfrontation und Kooperation, eine schwierige Mischstrategie – Es gelang Carter nicht, die amerikanische Öffentlichkeit von der Komplexität der Weltlage zu überzeugen.

Theodor Leuenberger, St. Gallen

DOSTOJEWSKI

Stimme aus dem Untergrund: Erfolgreiche Inszenierung der *Aufzeichnungen aus einem Kellerloch* in Zürich – Des Dichters Schicksal in seinem Werk – Im Armenhaus geboren, Fanatiker der Einsamkeit, zum Tode verurteilt und zur Verbannung begnadigt – Vier Jahre im Totenhaus – Die Nacht der Verzweiflung – Was erwartet den Menschen, der ohne die Gnade des Glaubens lebt?

Vera de Blüé, Zürich

Frankreichs Katholiken: links?

Die Würfel sind gefallen. Die einen sprechen vom lang ersehnten «Sieg», die anderen vom «Unglück», das mit der «Machtergreifung durch die Linke» über das liebe Frankreich hereingebrochen sei. Frage: Hat sich das Wahlverhalten der Katholiken entscheidend auf das Ergebnis vom 10. Mai 1981 ausgewirkt? Nebenfrage: Wo sind die Verschiebungen im französischen Katholizismus zu suchen – falls es sie überhaupt gibt? Zur Beantwortung der ersten Frage kann man sich nur auf Untersuchungen und Umfragen stützen, die bereits vor dem 10. Mai durchgeführt wurden. Es gibt bisher keine seriöse Analyse über die Zusammensetzung der Wählerschaft von François Mitterrand. Dennoch beruhen die folgenden Hypothesen auf zuverlässigen soziologischen und historischen Grundlagen. Vereinfachend läßt sich sagen, daß die französischen Katholiken beim Sieg der Linken nicht eine ausschlaggebende Rolle gespielt haben.

Auf dem politischen Schachbrett sind die Katholiken zwar überall vertreten, aber man findet sie vor allem auf der Rechten und im Zentrum, und dies seit langem. Denn hier scheinen ihnen die von der Kirche verteidigten Werte am besten aufgehoben: Ordnung, Autorität, Familie, Vaterland, Schule. Letztere war im Wahlkampf ein neuralgischer Punkt: Mitterrand sagte während seiner ganzen Kampagne kein einziges Wort zur allfälligen Verstaatlichung der katholischen Privatschulen («*école libre*»). Er durfte die z. T. bereits zögernden Katholiken unter seinen Anhängern nicht noch vor den Kopf stoßen. Wie hoch war die Zahl dieser Wähler?

Im Februar 1981 veröffentlichte die katholische Tageszeitung «La Croix» die Ergebnisse einer Umfrage über die Wahlabsichten der Katholiken. Danach hätten im ersten Wahlgang 41 % der regelmäßig praktizierenden Katholiken für Valéry Giscard d'Estaing gestimmt, 17 % für Michel Debré und 15 % für Jacques Chirac. Erst an vierter Stelle figurierte François Mitterrand: seine 9 % waren nur gut das Doppelte der 4 %, die der Kommunist Georges Marchais erwarten durfte. Für den zweiten Wahlgang sagte dieselbe Umfrage voraus, 76 % der praktizierenden Katholiken würden für Giscard und 24 % für Mitterrand stimmen.

Die Zahlen sind eindeutig. Nach wie vor entscheiden sich die praktizierenden Katholiken bei den Wahlen nach jener «soziologischen Faustregel», die in den letzten Jahrzehnten durch nichts erschüttert werden konnte: *Je mehr man zur Messe geht, desto mehr wählt man rechts!* Die Geschichte bestätigt diese soziologische Einsicht: Zur Zeit der 3. und 4. Republik galt die Vorliebe der Katholiken denjenigen Parteien, deren Ideologien liberal, national und konservativ waren. So stand die Kirche 1940 auf der Seite Pétains und 1958 auf der Seite de Gaulles ... Bei den Parlamentswahlen von 1978 waren unter den 13 Millionen Wählern der Mitte-Rechts-Mehrheit auch 4 Millionen regelmäßig praktizierender Katholiken, während die Links-Opposition nur deren 1,3 Millionen zählte. Das Verhältnis war also 1 zu 3 – genau gleich wie in der Umfrage von 1981!

Diese Unbeweglichkeit der katholischen Wählerschaft läßt sich erklären. Die Christen schrecken vor einer wesentlichen Dimension des politischen Lebens zurück, nämlich vor der Uneinigkeit und der ideologischen Auseinandersetzung, erst recht vor dem Klassenkampf. Gläubig sein setzt den Willen zur Einheit voraus, während politische Betätigung lauter Konflikte zu erzeugen scheint. Frankreichs Kirchgänger haben noch nicht gelernt, daß ein umfassendes religiöses Leben bedeutet, Menschen, die sich zum gleichen Glauben bekennen, in ihrer Verschiedenheit an den gemeinsamen Tisch zu bringen. Immer noch verwechselt der französische Katholizismus Universalität und Uniformität, und der Pluralismus als Grundwert einer funktionierenden Demokratie ist ihm bis heute fremd geblieben. Es sieht ganz so aus, als setze sich das alte zentralistische und monarchistische Erbe

bis hinein in die Wählerentscheidungen fort. Jedenfalls wirkt sich die politische Grundhaltung der praktizierenden Katholiken als Mißtrauen gegenüber allen Personen und Parteien aus, hinter denen man die Urheber von gesellschaftlichen Konflikten vermutet. Weil die Parteien der Rechten und der Mitte den beruhigenden Eindruck vermitteln, sie hielten an der Tradition und am gesellschaftlichen Status quo fest, wählen die Katholiken mit Vorliebe rechts. Das zeigt z. B. die folgende Aussage des Schriftstellers Didier Decoin, eines überzeugten Katholiken: «Meine politische Entscheidung (...) hängt mit meiner spirituellen Reflexion zusammen. Gewiß wäre es mir weitaus lieber, wenn man überhaupt keine Politik treiben müßte (...) Ich habe meinen Namen auf die Unterschriftenliste zugunsten von Valéry Giscard d'Estaing gesetzt ...»

Trotz alledem ist François Mitterrand nun gewählt. Ohne die Mitbeteiligung von Katholiken wäre das nicht möglich gewesen. Wie läßt sich der Widerspruch zwischen der traditionellen Unbeweglichkeit der katholischen Wählerschaft und dem Ergebnis vom 10. Mai erklären? Die Antwort ist in Veränderungen der religiösen Praxis der Katholiken zu suchen.

Seit mindestens 50 Jahren haben die regelmäßigen Kirchgänger ihr Wahlverhalten nicht geändert. Nur: sie sind immer weniger geworden. Der Schwund der religiösen Praxis ist es, der den angeblichen Linksrutsch der Katholiken erklärt. Die Zahlen sprechen für sich: Im Jahre 1958 gingen 36 % der Franzosen jeden Sonntag zur Messe; 1968 waren es noch 26, 1977 noch 17 %, und 1981 sind es nicht mehr als 12–15 %. Wenn wir diese Angaben mit der genannten «soziologischen Faustregel» vergleichen, dann ist auch deren Umkehrung zutreffend: *Je weniger man zur Messe geht, desto mehr wählt man links.* Diese Feststellung wird u. a. von der «La Croix»-Umfrage bestätigt: Die nicht-praktizierenden Katholiken gaben für den zweiten Wahlgang an, sie würden zu 54 % für Mitterrand und zu 46 % für Giscard stimmen. Das entspricht ziemlich genau dem faktischen Ergebnis vom 10. Mai.

Bis zu diesem Punkt vermitteln uns Zahlen und Umfragen wertvolle Hinweise über die Unbeweglichkeit der katholischen Wählerschaft: die Praktizierenden stehen rechts, die Nicht-Praktizierenden links. Aber diese Sicht ist natürlich sehr vergrößernd, vor allem wegen der enormen Unterschiede innerhalb der Gruppe der «Nicht-Praktizierenden». Zahlreiche Katholiken, die nicht jeden Sonntag zur Messe gehen und also unter die Kategorie «Nicht-Praktizierende» fallen, sind in Wirklichkeit aktiv in der Kirche engagiert. Man begegnet ihnen in der Katholischen Aktion, unter den Studenten und in den Basisgemeinden, sie gehören zu Bewegungen wie «Vie Nouvelle» oder sind Leser der Wochenzeitung «Témoignage Chrétien». Hier ist der wichtigste «Rutsch» des französischen Katholizismus zu suchen: Hatte er nach dem 2. Weltkrieg noch feste, von der Hierarchie gelenkte Strukturen, so hat er sich mehr und mehr der Kontrolle durch die Amtskirche entzogen. Eine immer größere Gruppe von «nicht-praktizierenden» Katholiken ist in Wirklichkeit eine engagierte Gruppe, und zwar religiös wie politisch. Naturgemäß tendiert dieses Engagement eher nach links. François Mitterrand und seine Sozialistische Partei haben in dieser Gruppe eine entscheidende Stütze gefunden.

Gibt es also einen katholischen Exodus in Richtung der Linken? Die Antwort muß negativ sein, wenn von den 15 % der regelmäßig Praktizierenden die Rede ist, die sich den traditionellen Strukturen und Anschauungen der Kirche verpflichtet wissen. Aber die Frage ist mit Ja zu beantworten, wenn es um die nicht-praktizierende, aber engagierte Mehrheit geht: sie teilt die politischen Forderungen der Linken, ist sensibel für die wirtschaftlichen Konsequenzen von politischen Optionen und sucht vor allem nach einer Konkretisierung ihrer religiösen Hoffnung in der gesellschaftlichen Wirklichkeit.

Albert Longchamp, Genf

Aus dem Französischen übersetzt von Clemens Locher.

UNTERSCHIEDUNG DES GEISTES

Wer heute nur entfernt mit katholischer Erwachsenenbildung zu tun hat, dem flattert öfter irgendein «Materialdienst» auf den Tisch, der – eine «Motivationsphase» ist eigens eingeplant – anleiten möchte, diese oder jene Seite des Glaubens zu bedenken. Die Verfasser machen sich darin nützliche Gedanken über Zielgruppe, Global- und Feinziel, sie entwerfen mögliche Programme von der Maßgestaltung über das Gruppengespräch bis zum gemeinsamen Brotbacken, Bemalen von Ostereiern und Basteln von Osterhäschchen. Es ist an fast alles gedacht, und auch die Ausdrucksweise trägt Zuversicht zur Schau: meist Indikativ- oder Infinitivstil, wie man sie z. B. auch aus den Curricula kennt («Jede Familie setzt sich zusammen und überlegt gemeinsam die Gestaltung eines Familienwappens.»).

Geist der Schüchternheit

Weder halte ich derartiges in seiner Anlage für zufällig, noch ist es mir besonders sympathisch. M. Légaud sagt zu verwandten Bestrebungen: «Ich habe Angst, daß eine gewisse Gruppendynamik nicht nur den einzelnen von der ... Verinnerlichung ablenkt, sondern daß sie ... beansprucht, sie könne den Menschen in den Griff bekommen ... Denn die Gefahr, daß man durch diese Techniken dem Innersten des Menschen Gewalt antut, ist nicht auszuschließen ...» Ich meine, solche Anleitungen sind nur dann möglich, wenn man davon ausgeht, daß der *Gehalt*, den man auf diese Weise nahebringen will, außer Frage steht. Das scheint mir aber das Allerbedenklichste zu sein (und die «nachkonziliare Phase», in der die Kirche sich gegenwärtig befindet, begünstigt dies noch): daß wir nicht mehr «nach dem Glauben fragen» (die Redewendung hat einen bezeichnenden Doppelsinn). Wo keine Frage, ist auch kein Glaube mehr, sondern allenfalls Naivität und Selbstverständlichkeit. Wie man das Verhältnis von Glaube und Frage heute einschätzt, ist äußerst aufschlußreich – ob man (mit einem deutschen Bischof) den Glauben als «des Denkens Freund» bezeichnet oder (mit einem deutschen Kardinal) Kreuz und Fragezeichen in einen Gegensatz bringt und den «verhängnisvollen Traditionsbruch» bedauert, «der ... unser Volk erschütterte», wobei Tradition ja sicher als Fraglosigkeit zu verstehen ist.

Merkwürdig ist, daß dieselbe Kirche, die doch gegenwärtig, vorsichtig ausgedrückt, dem rückhaltlosen Fragen nach dem Sinn des Daseins nur bis zu einer gewissen Grenzlinie interessiert, sonst aber reserviert gegenübersteht – daß eben diese Kirche den Gefahren moderner gruppendynamischer und didaktischer Methoden so unkritisch auf den Leim geht. Wie gesagt, ich argwöhne, daß man das Außenwerk der Methodenfragen freigibt, um im Kern vor unliebsamen Fragen sicher zu sein.

Wie steht es bei uns um den Geist, z. B. in den Sonntagsgottesdiensten? Ich trage einige Beobachtungen zusammen: Da gibt es einmal die trockene Wiederholung des «Bewährten» – Texte, die zwar inhaltlich nicht zu beanstanden sind, aber zu erfahrungsfremd und ausgelagt, um noch aufhorchen zu lassen. Zweitens sind da die oft kümmerlichen Aktualisierungsversuche: ein schwacher Aufguß von dem, was außerhalb der Kirche Stehende vielfach besser sagen können. Oder drittens ganz ansprechende moderne Versuche der Aneignung, die aber merkwürdig schnell, oft schon nach wenigen Jahren, «verschossen» sind und nur noch wenig hergeben. Viertens wundervolle alte Lieder (weitaus mehr bei den Evangelischen), die zwar gehaltvoll sind wie alter Wein, die man aber nicht vorzuzeigen wagt und um die man deshalb einen weiten Bogen macht, um den Zeitgenossen nicht zu viel zuzumuten. Die letzte, eigentlich überzeugendste Möglichkeit ist die, still zu sein und zu warten im Bewußtsein, daß die meisten Gehäuse entweder verbraucht sind oder es sehr schnell werden. All das deutet nicht eben auf eine starke Gegenwartigkeit christlichen Geistes. Eher macht es einen schüchter-

nen Eindruck, festgeklammert an alte Ausdrucksformen oder unsicher suchend nach neuen.

Kürzlich las ich wieder das Evangelium vom zwölfjährigen Jesus im Tempel (Lk 2, 41–52) – ein Text, der wie geschaffen ist für unseren Zusammenhang. Denn Geist, das ist das Heranwachsen zur Mündigkeit – es bedeutet: hinhören auf dasjenige, was sich leise in uns ankündigt, obwohl es mehr ist als wir selbst, und dann darauf eingehen. Obwohl es etymologisch falsch ist, hat es seine Richtigkeit, Mündigkeit zu verstehen als «Mund, Sprache gewinnen», «selbst zum Wort werden». Und so sehen wir Jesus im Tempel seines Vaters: «Er saß mitten unter den Lehrern, hörte ihnen zu und stellte Fragen an sie.» Wie wundervoll und ermutigend: im Hause des Vaters sein und Fragen stellen, in diesen Fragen zu sich finden und eigenen Stand gewinnen. Fragen werden nicht nur «draußen» gestellt, sondern drinnen; durch sie eignen wir uns die geistige Heimat an. Wie weit sind wir hier entfernt von der Muffigkeit, die es verhindert, daß man im Hause des Vaters den Mund aufzutun wagt! Allerdings kommt dieses Fragen aus dem Hören; ohne Hören wäre es irregeleitet und vermöchte nicht seine Richtung einzuhalten. Und dann die Eltern! Sie verstehen nicht, aber die Mutter «bewahrte alle diese Worte in ihrem Herzen». Welche Zurücknahme ihrer selbst, welcher Takt, welches Gewährenlassen. Geist auf beiden Seiten – eigener, erst wachsender, erst erwachender auf der einen und Gespür für das andere, das man noch nicht ganz versteht, dem man aber im Staunen sich zu nähern und gewachsen zu sein versucht, auf der anderen Seite.

Geist der Mündigkeit

Wäre nicht anhand dieser Geschichte das Verhältnis der Amtskirche zu dem, was in ihr wachsen könnte oder vielleicht schon wächst, neu zu bedenken? Es ist ja wahr: in gewisser Weise trägt uns die Kirche, wir verdanken ihr viel und wären ohne sie nicht, was wir sind. Aber vielleicht läßt sich das Bild weiterführen: sie trägt uns nicht wie einen Korken, sondern eher wie den Schwimmer: ohne eigene Bewegung geht er unter. Es ist ein Geist, der sie und uns erfüllt; deshalb wachsen wir durch sie, sie aber auch durch uns – sie trägt uns, wir aber auch sie.

Neulich war in einem Hirtenbrief das Bedauern über die abnehmende Zahl der Priester zu hören. Gewiß – aber es ist doch zu fragen, ob dieses Bedauern wohl die eigentlich christliche Möglichkeit ist, sich dieser Tatsache zu stellen. Es könnte ja sein, daß Gott den Rückgang des Priesternachwuchses zuläßt, weil er uns damit etwas sagen möchte. Vielleicht dies: daß es an der Zeit ist, daß die Laien mündig werden; daß sie aufhören, lediglich entgegennehmender, passiver Teil der Kirche zu sein; daß sie ihr eigenes Wort aus der Gemeinsamkeit des Heiligen Geistes finden. Dieser Geist ist nirgendwo «festgestellt», er wächst und blüht in der Kirche, wo wir uns ihm öffnen. Es hat daher keinen Zweck, sich ängstlich an schon fertige Formeln zu klammern. Diese Formeln mögen «richtig» sein, ich will das gar nicht bestreiten, aber sie sind «Endpunkte» des Geistes und nähren uns nicht. Geist ist unverfügbar wie der Wind; seine Äußerung ist daher auch angreifbar, bezweifelbar und in gewisser Weise gegenüber den Verwaltern der Formeln im Nachteil. Es gibt aber für eine lebendige Kirche gar keine andere Möglichkeit, als sich der Erfahrung zu öffnen. Durch diese Öffnung wird das Wort vieldeutiger, weniger überschaubar und kontrollierbar, dafür persönlicher und lebendiger. Es gibt keinen anderen Weg: der Glaube ist nur insofern lebendig, als er aus der Erfahrung erwächst (er ist natürlich nicht mit der Erfahrung identisch, aber er erwächst auf ihrem Grund). Was uns fremd geworden ist, das muß man nicht bekämpfen, aber der Vegetationspunkt liegt nicht gerade da, und man muß unterscheiden zwischen diesem und der Rinde. Ich denke mir, daß es darauf

ankommt, zu *glauben*, daß derselbe Geist heute wie eh und je lebendig ist und die Bestrebungen konvergieren läßt, auch wo diese Konvergenz nicht in jedem Augenblick sichtbar wird.

Mündigkeit heißt: zu sich selbst stehen, um zu sich selbst zu finden. Es heißt aber auch: darin sich selbst binden an dasjenige, was in uns mehr ist als wir selbst ... Geist läßt sich eben nicht fixieren. Geist ist nicht möglich ohne Glauben; er ist die Freiheit, die sich selbst transparent wird und den Halt am Positiv-Gegebenen fahren läßt, um neu geboren zu werden. Befolgen allein genügt nicht; treffen kann nur, wer den Mut hat und das Risiko eingeht, zu übertreffen. Nur eine solche Kirche wird auf die Dauer überzeugen können.

Geist zwischen Tod und Auferstehung

Was ist denn nun eigentlich das Unterscheidende des Heiligen Geistes – von dem wir hoffen, daß er die Kirche erfüllen möge? Geist, allgemein gesprochen, steht immer in Beziehung zu einer Erfahrung, einem Schlag oder Stoß oder auch einer Berührung durch die Wirklichkeit, die wir in gewisser Weise erlitten haben, der wir uns ausgesetzt haben – freiwillig oder unfreiwillig – und die in uns eine Prägung hinterläßt. Man mag an die vielfältigsten Möglichkeiten denken: die Erfahrung der Liebe oder die der Schuld, die Krankheit oder das Sterben eines nahen Menschen, die Einsamkeit oder die Freude des Zusammenseins oder auch die erwachende Natur draußen im Frühling ...; immer geht es darum, daß uns ein Stück Wirklichkeit «unvorbereitet» trifft, in uns eingeht und uns verändert. Denn Menschsein heißt Offen-sein.

Nun ist das Merkwürdige, daß Geist nicht sein kann ohne die Beziehung zu einer Erfahrung, daß er aber gleichwohl nicht identisch ist mit ihr. Erfahrung ist die Basis, Geist aber ist die Erhebung über sie, durch die wir uns in ein Verhältnis zu ihr zu bringen suchen. Beileibe nicht so, daß in dieser Erhebung die Verbindung zur Erfahrung verlorengehe, sondern gerade darin wird sie erst neu, nämlich geistig, hergestellt. Die Erfahrung als solche hat notwendig etwas Dumpfes, Sprachloses, sie ist noch «unmittelbar» – daher drängt sie danach, im Geiste geläutert zu werden. Erfahrung ist Prägung, Geist aber ist Ergänzung dieser Prägung zum Sinn. Erfahrung «hat» mich – Geist ist der (wenn auch scheiternde) Versuch, aus diesem Ungleichgewicht wieder in eine Art Gleichgewicht zu kommen.

Wie unterscheidet sich nun der Heilige Geist, der der Geist Jesu ist, von dem «weltlichen» Geist, der soeben gemeint war? Dieser hat immer seine «Basis» in einem Stück Natur, er ist eingelassen in diese Natur und kommt aus ihr zu sich. In dieser Basis findet er Halt, und insofern wird er nie ganz frei. Er ist getragen von der Natur, aber auch gefährdet in dem Maße, wie diese gefährdet ist. Er gründet sich (im weitesten Sinne) auf das Sichtbare und genießt insofern in dieser Welt «Ansehen». Weil er nicht bis zur letzten Freiheit kommt, ist er mit der Welt immer durch das Band eines «Bedürfnisses» verbunden.

Der Geist Jesu nun ist derjenige, dessen Erfahrung der Tod und dessen eigentliches Wesen die Auferstehung ist. Diese doppelte Aussage hat im buchstäblichen Sinne etwas Atemberaubendes. Man fragt sich unwillkürlich, ob sie nicht bei weitem über unsere menschlichen Möglichkeiten hinausgehe, ob sie nicht eine maßlose Überforderung sei. In gewisser Weise ist das richtig, und doch muß man sie in dieser Nacktheit aussprechen, weil sich sonst alles verwirrt und das Unterscheidend-Christliche nicht sichtbar wird. Denn im Unterschied zum weltlichen ist der Heilige Geist nicht freundlich eingelassen ins verwandte Element, in die Natur, sondern er ist an seine Grenze gekommen und stößt so ans Nichts. Dieses Andere, dem er ausgesetzt ist, ist der Tod; und eben die Erfahrung des Todes ist es, die erst eine radikale Freiheit ermöglicht. «Der Herr ist der Geist. Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit» (2 Kor 3, 17). Dieser Geist der Freiheit setzt umgekehrt auch wieder in den Stand, sich des

«Nicht-Seienden» anzunehmen (1 Kor 1, 28), und deshalb ist die christliche Hoffnung ein «Hoffen gegen die Hoffnung» (Röm 4, 18).

Aber: Werden hier nicht gefährlich hohe Worte gebraucht, deren Verbindung zur Wirklichkeit längst abgerissen ist? Wo in aller Welt «gibt» es das – daß der Geist stark genug ist, sich dem Feinde, dem Nichts auszusetzen, und wo vollends wandelt sich dieser Tod zum Leben? Aus der Sicht bloß menschlicher Erfahrung ist es freilich nicht zu verantworten, so zu sprechen. Es kann sich bestenfalls andeutungsweise die Erfahrung der Wandlung des Todes in die Herrlichkeit des neuen Lebens einstellen; und zwar deshalb, weil uns alle die Todesangst noch beherrscht und uns daher die volle Freiheit mangelt, die für einen rückhaltlosen Einsatz des Lebens nötig wäre und die dann auch als Frucht die Auferstehung zeitigen würde. Diese Einsicht in unsere Grenzen macht uns einerseits skeptisch, andererseits weist sie uns auf den Glauben an denjenigen, in dem allein der dargelegte Zusammenhang zwischen Tod und Auferstehung nicht nur Wahrheit, sondern auch Wirklichkeit ist.

Herbert Kappes, Neufß

Wir sind alle Synkretisten

«Wir sind ausgezogen, um den objektiven Geist zu entdecken: um das wiederzuentdecken, was in der Vorstellungswelt des archaischen Menschen einen weiten Raum eingenommen hatte und das dann während der positivistischen Phase fast völlig verloren ging.» So schreibt *Willy Obrist*, Arzt, Psychiater aus der Schulé C. G. Jungs, zugleich ein Denker, der sich um die Einheit dessen bemüht, was er auf ihre spezifische Art in der Tiefenpsychologie deutend und helfend anwendet und was man als naturwissenschaftliches Weltverständnis in der Forschung voraussetzt. Und indem er das oben Zitierte schreibt, stellt er fest, daß der sogenannte moderne Mensch das objektiv Geistige nach einem Übergangsstadium, in dem es ihm im naiven Materialismus verschwand, wiederfindet als ordnendes Prinzip in Natur und Kultur zugleich. In diesem Sinne wird in dem hier zu diskutierenden Buch *«Die Mutation des Bewußtseins»* eine Gesamtschau unseres Wissens, hervorgebracht durch Naturwissenschaft und Psychologie, als einheitliches Bewußtsein vorge-tragen.

Der Autor hat die Aufgabe, die er sich gestellt hat, im Untertitel umrissen: *Vom archaischen zum heutigen Selbst- und Weltverständnis*. Er schildert zuerst das Weltbild des archaischen Menschen. Das Reich dieses Menschen umfaßt die Zeiten von der Prähistorie bis durch das europäische Mittelalter an die Neuzeit heran. Freilich ist dieser lange Zeitraum von einer Entwicklung ausgefüllt, in der das unistische Weltbild allmählich dualistisch wird und so Jenseitiges und Diesseitiges wie Geistiges und Materielles voneinander unterscheidet. Die Mutation des Bewußtseins geht seitdem weiter in Richtung auf eine neue Einheit. Darin wird das Geistige als das erkannt, was in aller Wirklichkeit präsent ist, so daß keine Rede mehr davon sein kann, daß Materie und Geist zwei gesonderte Wesenheiten sind. Die Materie von einst entspricht heute dem Was, das Geistige dagegen dem Wie, der Art und Weise, in der die Wirklichkeit strukturiert und organisiert ist.

Ein Lehrbuch des Weltverständnisses

Willy Obrist hat, um die Mutation des Bewußtseins darzustellen, eine Übersicht über Religionspsychologie, Tiefenpsychologie und moderne Naturwissenschaft zusammengestellt, die sein Werk geradezu zu einem Lehrbuch des Weltverständnisses macht. Es lohnt die Lektüre. Denn was sind doch die Hauptkomponenten des heutigen Wissens? Der moderne Mensch orientiert sich in erster Linie an Psychologie und Naturwissenschaft. Obrist wird aber auch kaum einen Leser finden, der so wie er diese Spannweite des Wissens beherrscht, um im einzelnen mit ihm diskutieren zu können.

¹ Willy Obrist, *Die Mutation des Bewußtseins*, Vom archaischen zum heutigen Selbst- und Weltverständnis. Verlag Peter Lang, Bern 1980, 321 S., Fr. 28.–

Wichtig ist allerdings, daß man entgegentrete gegen das eine, nämlich die Schlußfolgerung, daß das Gotterleben des archaischen Menschen dem modernen Menschen verunmöglicht sei, und daß darum der heutige Mensch den Gott der Offenbarung ersetzen müsse durch das Selbst, den Gott der Tiefenpsychologen. Ich glaube, daß das Geistige, das heute wieder in der Naturwissenschaft aufdämmert, mit dem Geistbegriff des trinitarischen Gottes verstanden werden kann. Das ist der Schöpfer-Geist der gottesdienstlichen Hymnen. So pries *Jakob Böhme* den Heiligen Geist als «Gottes Amtmann in der Natur». Ich sehe hier keinen Widerspruch, der mich nötigte, Theologie durch Tiefenpsychologie zu ersetzen. Was wiederkommt, ist der *Spiritus Mundi* von einst.

Willy Obrist hat natürlich völlig recht, wenn er dieses neue Verständnis von Welt, Natur, Psyche, Mensch, Gott im Kontext einer Bewußtseinssebene sieht, von der das Mittelalter keine Ahnung hatte und von der der archaische Mensch auf magischer Denkebene weit entfernt war. Dieses Geistige ist ebensowenig animistisch, wie es intellektualistisch interpretiert werden darf. Wert und Bedeutung dieses umfassenden Resümees von den menschlichen Bemühungen, das Geistige zu fassen, seit eben Menschen über ihre fünf Sinne hinaus denken, und damit die Relevanz des Buches liegt eben im Versuch, die Bewußtseinsveränderung zu schildern, um schließlich dazu einzuladen, das Prinzip der Komplementarität anzunehmen, die nun ja schon ein halbes Jahrhundert lang, seit *Niels Bohr* es formulierte, für das Zusammendenken der Aspekte des Wirklichen für notwendig erkannt ist.

Der naive Materialismus ist vorbei. Willy Obrist will den Christen einladen, auch den naiven Gottglauben abzulegen, der Gott und Natur als zwei Wesenheiten einander gegenüberstellt. Dar-

in hat er freilich recht. Aber nicht recht hat er darin, wenn er den Gottesbegriff der altkirchlichen Bekenntnisse eben für so naiv nimmt. Da ist längst das Miteinander von Transzendenz und Immanenz in einem Ernst und in einer Tiefe bewußtgemacht, daß auch ein modernes Bewußtsein daran zu ahnen vermag, daß Diesseitiges und Jenseitiges, Spirituelles und Materielles, in einer Wahrheit zusammengefaßt sind, die das Ganze umfaßt, ohne das Eine und das Viele gegeneinander abzusetzen und ohne es ineinander aufzulösen.

Die Auffassung der raum-zeitlichen Welt hat sich in unserem Jahrhundert, soweit es um das wissenschaftliche Erfassen der Welt geht, prinzipiell verändert. Die Rolle des Subjekts, das so in allem Beobachten gegenwärtig ist, daß eine reine Objektivität als problematisches Konstrukt erscheint, will überall anerkannt sein. Aber das verbannt den Gott der Offenbarung nicht aus dem Glauben des Subjekts. Nur ist sein Geheimnis größer. Gott war nie Objekt des menschlichen Denkens, war es nie zu Recht. Die Fragwürdigkeit des Objektivierens ist heute dadurch zu allgemeinem Bewußtsein gebracht, da auch das Weltdenken und -erleben in seiner Subjektivität bewußt ist. Aber so, wie noch der Moderne mit seinen fünf Sinnen Abend und Morgen ganz archaisch erlebt, so kann der heutige Mensch auch den Unbegreiflichen, Unsagbaren gleichzeitig als den vertrauten Gott und Vater wie einen Freund betend ansprechen und sich von ihm gerufen wissen. Merkwürdigerweise leben wir in vielen Weltbildern zugleich, und es tut uns wohl, das zu können. Wir sind alle Synkretisten.

Max Schoch, Luzern

NOCH IST POLEN NICHT GERETTET

Soeben von einem Aufenthalt in Polen zurückgekehrt, berichtet unser Ostreferent *Robert Hotz* von seinen Eindrücken. Die Frage, die ihn am meisten beschäftigte und welche er Menschen in den verschiedensten Lebens- und Verantwortungsbereichen des Landes stellte, lautete, wie sich denn die Polen selber ihre weitere Zukunft vorstellen. (Red.)

Mit wem man in Polen auch spricht, alle sind sich wenigstens in dem einen Punkte einig, daß sich in den vergangenen Monaten eine tiefgreifende Revolution vollzogen hat und daß die Zukunft – was immer auch geschehen möge – anders aussehen wird als die Vergangenheit. Zwar trifft man selten auf ungetrübte Freude über das Erreichte, dazu ist die unterschwellige Angst vor den noch möglichen Folgen allzu groß, aber Stolz auf das (ohne Blutvergießen!) Er kämpfte und Befriedigung über den Umschwung sind unverkennbar. Es ist, als ob ein Druck von den Menschen genommen worden wäre, ein höchst erstaunliches Phänomen, wenn man bedenkt, daß wohl alle um die Gefahren wissen, die dieser neuen Freiheit auch jetzt noch drohen. Und ich hörte selbst keineswegs kirchenfromme Polen das Geschehene als Wunder bezeichnen. In Warschauer Kirchen wird derzeit reihum die Kopie der berühmten Muttergottesikone von Tschenstochau zur Verehrung aufgestellt, und es fehlt zu keiner Stunde an einer Menge von Betern, die vor dem Gnadenbild um Hilfe für Polen flehen. Und dieses Gebet ist angesichts kommenden Entwicklungen auch keineswegs überflüssig.

Mai, Juni, Juli – drei Monate, drei Krisenherde

Bis Ende Juli sollte sich entscheiden, ob Polen jene Frist zugestanden wird, die es braucht, um seine vielschichtigen Probleme selber zu lösen. So jedenfalls orakelt man in politischen Kreisen der Hauptstadt. Und drei Problemkreise sind es vor allem, in denen man in den folgenden Wochen mögliche Gefahren und Krisenherde zu erkennen glaubt.

► Die eigentliche Hauptsorge (auch für die gläubigen Katholiken) ist der derzeitige Verfall der kommunistischen Arbeiterpartei Polens. Jedermann weiß, daß die *Partei* für die polnischen Nachbarregierungen bisher als Garant für die unverbrüchliche Zugehörigkeit Polens zum Ostblock und zum Warschauer Pakt

galt. Nun gärt es aber plötzlich auch in der Partei. Vor allem die Jungkommunisten fordern einen neuen und pragmatischeren Kurs. Werden sie sich beim kommenden Parteitag im Juli des Jahres die nötige Zurückhaltung auferlegen? Und inwieweit werden die Nachbarn eventuelle Kurskorrekturen noch tolerieren? Wo sind die dringend erforderlichen politischen Führungskräfte mit Charisma und Ansehen, nachdem die Partei nur aus einem bescheidenen Reservoir an Kräften schöpfen kann und manche der Spitzenleute bereits verbraucht worden sind? All diese Fragen lassen auch Nichtkommunisten mit etwelchen Bedenken dem Parteitag entgegenschauen.

► Außerdem dürfte sich die ohnehin angespannte Wirtschaftslage in den kommenden Wochen noch drastisch verschärfen, wobei das psychologische Moment der Angst, die zu ständigen Hamsterkäufen führt, die angespannte Versorgungslage noch zusätzlich belastet. Wird die polnische Arbeiterschaft, welche bisher auf Versorgungsengpässe stets mit Unruhen reagierte, diesmal stillhalten? Immerhin hat die Regierung in der Gewerkschaft *Solidarność* eine echte Volksvertretung als Gesprächspartner. Nur, die Regierung ist derzeit in ihrer Position geschwächt, und wie stark ist die Gewerkschaft? Hier deutet sich ein zweiter Krisenherd an, denn innerhalb der Gewerkschaft «Solidarität» ringen gemäßigte Kräfte (unter Führung von Lech Wałęsa mit den radikalen Flügeln um die Vormacht.

Auch die «Solidarität» wird in den kommenden Wochen nicht darum herum kommen, unpopuläre Entscheide der Regierung mitzutragen, soll die Wirtschaft wirklich saniert werden. Die Gemäßigten unter den Gewerkschaftern scheinen dazu bereit. Noch bleibt jedoch offen, ob sie sich mit ihren Ansichten durchzusetzen vermögen. Hier könnte die polnische Kirche, deren Hierarchie unter Führung von Primas Wyszyński bisher stets beruhigend und mäßigend auf die Gewerkschaften einwirkte, erneut eine wichtige Rolle spielen.

► Aber auch die Kirche bildet nicht mehr den homogenen Block von einst. 30 Jahre lang hatte es Primas Wyszyński verstanden, die Kirche Polens mit fester Hand zusammenzuhalten. Er sorgte dafür, daß seine Kirche stets nur mit einer Stimme sprach,

und diese Stimme war er. Doch im Schatten überragender und starker Persönlichkeiten fällt es möglichen Nachfolgern schwer, sich zu profilieren. Dies gilt auch für Polens katholische Kirche.

Wyszyński's Nachfolger hat nicht bloß eine kirchliche und politische Symbolfigur zu ersetzen, er muß auch neue Wege in einer veränderten Situation finden. Kardinal Wyszyński, der nicht nur über 90 Prozent der Bevölkerung als katholische Gläubige, sondern ebenso viele Prozent zur politischen Sprachlosigkeit verurteilte Stimmen vertrat, hatte sich durch seine realistische Politik und seinen Patriotismus auch das Ansehen der Gegner errungen. Selbst für die Kommunisten galt er als ein Garant einer gewissen innenpolitischen Stabilität. Als rundum alle Ordnungsmächte ins Wanken gerieten, stand er als letzter wie ein unerschütterlicher Fels im wogenden Meer. Was aber geschieht, wenn dieser Fels fehlt?

Ganz offen gestand ein hoher politischer Funktionär, daß sich das Regime derzeit wieder einen starken Primas als Nachfolger wünsche, – vorausgesetzt allerdings, daß dieser auch über entsprechende Qualitäten verfügt. Noch ist nicht klar, wer das sein könnte. Und die Frage ist offen, ob auch die polnische Hierarchie und der Vatikan erneut auf einen starken Primas setzen. Die Ära Wyszyński ist nicht nur personell abgeschlossen, auch die politische Lage ist eine völlig neue.

Sollte sich nämlich die «Solidarität» als politische Institution durchsetzen, dann verliert die Kirche auch ihre Vorrangstellung als *alleiniger* politischer Sprecher der katholischen Polen. Und das dürfte sich bis in die Kirchenstruktur hinein auswirken, die bisher (notgedrungen und sinnreich zugleich) überaus paternalistisch war. Falls dies eintritt, dürfte auch ein künftiger Primas gegenüber dem Regime an Macht und Ansehen einbüßen. Somit stellt sich der Kirche nicht allein das Problem eines Nachfolgers für Kardinalprimas Wyszyński. Es müssen zugleich neue Wege gesucht und beschritten werden. Auch Polens katholischer Kirche wird eine Periode des Übergangs und der damit verbundenen Unsicherheiten nicht erspart bleiben. Wen kann es wundern, daß die Polen sehnlichst wünschten, Primas Wyszyński möchte ihnen wenigstens noch während der kommenden kritischen Wochen erhalten bleiben.

Polens Wirtschaft, ein psychologisches Problem

Polens Wirtschaft krankt an einem psychologischen Grundübel, nämlich am mangelnden Vertrauen der Bevölkerung in ihr kommunistisches Regime. Die polnischen Kommunisten, als kleine Minderheit im eigenen Land und abhängig von außen, waren in keiner beneidenswerten Lage. Sie suchten durch wirtschaftliche Erfolge Ansehen zu gewinnen. Eine rasche Industrialisierung sollte das schwer kriegsgeschädigte Land auf die Beine bringen, doch die forcierte Industrialisierung ging auf Kosten der Landwirtschaft, der wesentliche Arbeitskräfte entzogen wurden, ohne daß man diesen Verlust durch Technisierung hätte wettmachen können. Von 18 Millionen Hektar Agrarland ist eine Million nicht oder kaum bewirtschaftet, die restlichen 17 Millionen zum Teil ungenügend angebaut.

Eine aberwitzige Subventionspolitik auf den Mitteln des Grundbedarfs (Nahrung, Wohnung und Energie) sollte die Bevölkerung zufriedenstellen, erzeugte jedoch zugleich eine Konsumhaltung, die gerade mit Grundnahrungsmitteln sehr verschwenderisch umging. Eine Verknappung war die Folge, um so mehr, als mit dieser Subventionspolitik nicht genügend Anreize für die landwirtschaftliche Produktion geschaffen wurden. Zudem führten die hohen Subventionen den Staat langsam aber sicher in den Bankrott. Derzeit entfallen 26 Prozent des Staatshaushaltes auf solche Subventionen.

Wirtschaftliche Fehlplanungen und industrielle Fehlinvestitionen sowie die internationale Erdölkrise und Rezession brachten Polens Ökonomie an den Rand des Abgrunds. Der Schuldenberg ausländischer Staatsverschuldung wuchs ständig an (heute sind es bereits über 50 Milliarden Schweizer Franken), während die angestrebte Steigerung der Produktivität ausblieb. Zwei wesentliche Faktoren waren daran mitbeteiligt. Die polnische Arbeitsgesetzgebung, die jedem Bürger ein *Recht auf Arbeit*

ANCILLA, die katholische Zeitschrift für die Frau, erneuert ihr Konzept und erweitert ihr Redaktionsteam. Daher suchen wir eine Initiative

halbamtliche Redaktorin

Wir erwarten nebst der Fähigkeit, eine Zeitschrift zu redigieren, die Bereitschaft, in einem kleinen Redaktionsteam verantwortlich mitzuarbeiten, sowie Interesse für die Anliegen der Frau in Gesellschaft und Kirche.

Wir offerieren zeitgemäße Anstellungs- und Arbeitsbedingungen.

Ihre Anfrage um nähere Auskünfte oder Ihre schriftliche Bewerbung würde uns freuen. Richten Sie diese an: Josef Annen, **Arbeitsstelle Jugend + Bildungs-Dienst**, Postfach 159, 8025 Zürich, Tel. (01) 251 06 00.

garantiert, hatte zur Folge, daß der Rationalisierungseffekt neuer Technologien nicht ausgenutzt werden konnte. Dieweil es am einen Ort (besonders in der Landwirtschaft) an Arbeitskräften fehlt, besteht an anderen Orten (vor allem in bestimmten Industrien und Dienstleistungsbetrieben) ein Überhang. Doch eine Veränderung dieser Situation war bisher kaum möglich, konnten doch unfähige oder arbeitsunwillige Werk tätige, da ihr Recht auf Arbeit ja garantiert war, auch wenn sie nicht arbeiteten, kaum entlassen werden.

Boshaft meinte ein polnischer Marxist: «Wenn die westlichen Staaten das Recht auf Arbeit in ihre Verfassungen aufnehmen, dann besteht doch noch Gewähr für den Zusammenbruch des Kapitalismus, denn dies ist der beste Weg, eine Ökonomie zu ruinieren.» Tatsächlich möchte man diesen Verfassungsartikel in Polen revidieren. Das würde erlauben, eine ganze Reihe von falsch plazierten Arbeitskräften zu entlassen. Eine vorübergehende Arbeitslosigkeit von über einer Million Polen müßte dabei allerdings in Kauf genommen werden. Ökonomen meinen, daß es nicht an Arbeit fehlen würde, nur könne man die Leute nicht ohne eine gewisse Gewalt (Entlassung und Risiko der Arbeitslosigkeit) zum Wechsel von Arbeitsplatz und Arbeitsort (was auch einen Wechsel des Wohnortes miteinschließen könnte) zwingen.

Ohne eine Reihe von drastischen Eingriffen ist die polnische Produktivität, die zu den niedrigsten im Ostblock gehört, kaum zu steigern. Allerdings bleibt auch hier die Frage, ob die Gewerkschaft «Solidarität» in der Lage ist, von ihren Mitgliedern die Opfer für die auch von ihr geforderte Veränderung des bisherigen Systems zu verlangen. Allerdings dürfte der Zwang zur Arbeit, höhere materielle Anreize und die Förderung der Eigeninitiative zur Verbesserung der Lage allein nicht ausreichen. Es braucht dazu auch *Zeit*, viel *Zeit*!

Die überstürzte Industrialisierung nach dem Zweiten Weltkrieg füllte Polens ambitionöse Projekte mit Leuten, die noch ihre ganze Agrarmentalität mitbrachten und auch nicht an einen industriellen Arbeitsrhythmus gewohnt waren. (Man kann nicht in einer Generation Menschen zu hochqualifizierten Industriearbeitern machen.) Entwurzelung der industriellen Neuzuzügler und mangelnder Wohnraum schlugen bei der Arbeitsintensität zusätzlich negativ zu Buche, denn das Bummelantentum und insbesondere der Alkoholismus dürften damit in einem ursächlichen Zusammenhang stehen.

Wertmaßstäbe von der Kirche?

Nun weiß man allerdings inzwischen auch in polnischen Wirtschaftskreisen, daß Erhöhung der Arbeitsproduktivität nicht unbedingt eine Erhöhung der Lebensqualität beinhalten muß. *Zygmunt Szeliga*, ein in Polen weitbekannter Wirtschaftsredakteur der Zeitschrift «Polityka», meinte, im Grunde genommen hätten die Polen jetzt zwischen zwei Wegen zu wählen: entweder die Lebensqualität mäßiger Arbeit, was allerdings einen beträchtlichen Konsumverzicht einschließen würde, oder aber erhöhter Konsum bei gleichzeitiger beträchtlicher Intensivierung der Arbeitskapazität mit allen damit verbundenen Opfern.

Hier geht es letztlich um Wertprobleme, und dabei spielt die Kirche eine nicht unwesentliche Rolle. Polens Hierarchie predigte schon seit Jahren eine bessere Arbeitsmoral, wobei sie allerdings gleichzeitig immer auch die Fehler des Regimes, die auf diese Arbeitsmoral drückten, offen anprangerte. Und im Herbst 1980 scheute sich Kardinalprimas Wyszyński nicht, in einer Predigt der Nation nochmals einen ganzen Katalog von Fehlern und Versäumnissen vorzuhalten und an die Verantwortlichkeit von Gläubigen wie Kommunisten zu appellieren. Dieses «Testament», das nochmals vom hohen staatsmännischen Format des Primas zeugte, stieß allerdings bei vielen Katholiken auf offenen Widerspruch.

Inzwischen haben sich die polnischen Kommunisten unter dem Druck der Ereignisse zu mancher Selbstkritik bequemt, und hinter vorgehaltener Hand sind manche von ihnen sogar zum Eingeständnis bereit, daß die Kirche mit ihrer Kritik in manchen Belangen die Lage richtig eingeschätzt habe. Noch aber ist keineswegs klar, inwieweit auch das Volk, das seine Sündenböcke im ungeliebten Regime ja bereits gefunden hat, zu ähnlicher Einsicht bereit ist. Die Ansätze zu einem positiven Wandel, die sich in den letzten Monaten abzeichneten, und die damit verbundene vermehrte Freiheit hat ihren Preis, und nur wenn dieser Preis auch bezahlt wird, besteht echte Hoffnung auf eine positive Stabilisierung.

Dieser Preis bedeutet im Augenblick vor allem, daß die Polen ihren Gürtel enger schnallen müssen. Umdenken, Verzicht und Selbstbeschränkung lehren auch Agrarwissenschaftler wie *Ryszard Manteuffel*, die keineswegs als Anhänger des Regimes verdächtigt werden können. Professor Manteuffel meint, eine Senkung des Fleischkonsums würde die Versorgungslage beträchtlich verbessern, da die Fleischproduktion rund siebenmal mehr Aufwand als ein gleichwertiges Agrarprodukt erfordert.

Noch immer sind 30 Prozent der Bevölkerung im landwirtschaftlichen Sektor tätig. 72 Prozent davon sind Privatbauern, die rund 78 Prozent des Agrarlandes bewirtschaften. Im Gegensatz zur offiziellen Ideologie vertritt Prof.

Manteuffel die Ansicht, daß die *Kleinbetriebe*, solange der gegenwärtige Mangel an Mechanisierung der Landwirtschaft anhalte, *wesentlich wirtschaftlicher* seien als Großbetriebe. In der gegenwärtigen Lage verfüge nur der Kleinbetrieb über ausreichende Arbeitskräfte zur intensiven Nutzung des Landes. Das Fehlen der Arbeitskräfte in den Großbetrieben, verbunden mit mangelnder Mechanisierung, sei mit ein Grund für die ungenügende Nutzung des Bodens.

Hier geht es offensichtlich um eine neue, pragmatische Einschätzung der gegebenen Situation. Ideologisch diktierte Vorstellungen hatten eine solche bisher weitgehend verhindert. Die sich daraus ergebende Benachteiligung der privaten Kleinbauern, verbunden mit dem bereits erwähnten Subventionsystem, trug sicher nicht unwesentlich dazu bei, Polens Versorgungslage in die gegenwärtige prekäre Situation hineinzuführen. Auch hier ist dem Regime nun in der Bauerngewerkschaft ein echter Gesprächspartner erwachsen. Allerdings hat das Regime mit seinem – wiederum ideologisch bedingten – Zögern bewirkt, daß sich die Bauerngewerkschaft in der Zwischenzeit erheblich radikalisierte.

Sofern sie zum Zuge kommen, sind jetzt die neuen politischen Kräfte in etwa etabliert, wenn auch noch keineswegs innerlich stabilisiert. Doch nun geht es um die Suche nach positiven Wegen unter realpolitischer Einschätzung der geopolitischen Lage Polens, um aus der gegenwärtigen Krise herauszukommen. An klugen Vorschlägen scheint kein Mangel zu herrschen. Aber es bedarf auch noch handlungsbereiter Kräfte.

Das Umdenken braucht seine Zeit. Vorerst suchen die Polen sich auf alle Eventualitäten einzurichten, und so blühen der Schwarzhandel und die Korruption. Man hofft auf eine bessere Zukunft und glaubt doch nicht so recht daran. Selbst Regierungsleute tun sich schwer mit dem obligaten Zweckoptimismus. Noch ist Polen nicht gerettet. *Robert Hotz*

Erfolge und Mißerfolge der Carter-Administration

Selten hatte eine amerikanische Administration so wenig Verteidiger wie jene von Carter. Reagans Wahl hat man allgemein als eine Ablehnung Carters interpretiert. Man hat ihm Unbeständigkeit, fehlendes Durchsetzungsvermögen, Inkompetenz und einen Mangel an politischem Instinkt vorgeworfen.

Unsere Frage lautet: *Was lief gut und was lief in der Carter-Administration schlecht, und was läßt sich aus den Fehlern seiner Regierung lernen?*¹

Jetzt wo wieder Realpolitik triumphiert, wo sich das amerikanische Sendungsbewußtsein von neuem virulenter und aggressiver zeigt, wo man Freund und Gegner ein starkes Amerika präsentieren will, müssen wir doch festhalten, daß Carter zu Beginn seiner Amtszeit 1977 mit seinem aggressiven Bekenntnis zum amerikanischen Idealismus viele Hoffnungen weckte und ein Gefühl der Zuversicht vermittelte. Noch im Honigmond seiner ersten Amtszeit ließ er das Trauma der Nixon-Zeit vergessen. Lange Zeit war sein Ruf der Integrität sein stärkstes Plus.

Mit seinen Appellen für eine stärker moralisch fundierte Außenpolitik sprach er ein breites Reservoir des amerikanischen Enthusiasmus an. Seine Vision galt einem Amerika in der Rolle des Verteidigers amerikanischer Werte und Tugenden. Carter war entschlossen, das nationale Interesse wieder in Deckung zu bringen mit den moralischen Impulsen des Landes. Hier lag aber auch schon das Problem: nämlich die gleichzeitige Unfähigkeit oder auch Nichtbereitschaft, als imperiale Macht zu handeln, die die Vereinigten Staaten eben doch sind. Carters Menschenrechtskampagne war Teil dieser moralischen Außenpolitik. Sie war nicht nur rhetorisch gemeint. Sie besaß ein subversives Potential für alle davon betroffenen Zwangs- und

Terror-Regime. Sie traf das Sowjetregime an einem vitalen Punkt, an seiner Machtbasis und in seiner Machtausübung.

Leider begab sich die Carter-Administration ohne Strategie in diese Kampagne und blieb daher bald in Ansätzen stecken. Aber wenn der ehemalige Präsident *Nixon* in seinem jüngsten Buch *So verlieren wir den Frieden* (engl. *The Real War*; Hamburg 1980) der Carter-Administration ihre Fehler vorrechnet, wirkt dies allzu billig, wenn er schreibt: «Die Russen haben ihren Gefolgsleuten Waffen geliefert, während wir unsere Vorträge über Menschenrechte hielten.»

Was man der Carter-Administration bei allen Fehlleistungen auch zugutehalten muß, war ihr Versuch, Amerikas Rolle differenzierter, in einer vielschichtigen, vielströmigen Weltgesellschaft zu sehen.

Der Politikwissenschaftler *Karl Deutsch* meinte dazu einmal, die Amerikaner könnten sich nicht daran gewöhnen, daß ihre Kontrolle abnehme. Es falle ihnen schwer, ein Denken zu begreifen, das sich außerhalb der imperialen Rivalität bewege.

Großmacht und vielschichtige Weltpolitik

Die Carter-Administration hat erkannt, daß heute nicht mehr das Primat der USA zur Debatte steht und daß Einfluß nicht nur eine Funktion militärischer Vormacht darstellt.

Auch eine Führungsmacht wie Amerika kann nicht mehr alle Fäden in der Hand behalten. Zu viele verschiedenartige Kräfte existieren nebeneinander und machen es auch einer Großmacht unmöglich, diese alle zu kontrollieren. Mit derselben Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit weltpolitischer Abläufe sieht sich auch die Reagan-Administration konfrontiert. In dem Sinne spiegelte die Carter-Administration Konfliktpositionen, die nicht nur personeller, sondern auch struktureller Art sind.

¹ Vgl. S. Hoffmann, Requiem in Foreign Policy, Nr. 42, Spring 1981, S. 3

Die Vernetzung unserer Weltgesellschaft macht alle Prozesse potentiell krisenhaft, und keine westliche Politik ist imstande, solche krisenhafte Prozesse überall rechtzeitig zu verhindern.

Bei aller Notwendigkeit von «Leadership», von Führungsmacht, müssen wir gleichzeitig sehen, daß gerade globale Steuerungsversuche an der Verflochtenheit und Vielschichtigkeit der weltgesellschaftlichen Zustände und Prozesse abprallen. So notwendig konsistente planerische Strategien des Westens sind, so schwierig ist es, solche auch durchzusetzen. Der Widerspruch zwischen der Einsicht in das politisch Notwendige und seiner politischen und gesellschaftlichen Durchsetzbarkeit scheint fast unüberwindlich.²

Eines ist sicher und gilt auch für die Reagan-Administration: Die Probleme, die durch Großmachtpolitik im alten Stil von *big-stick*-Aktionen gelöst oder vermindert werden können, sind zahlenmäßig äußerst begrenzt. Ein Schlüsselproblem liegt darin, daß die alten Instrumente imperialer Machtpolitik nicht mehr spielen oder zumindest unzureichend geworden sind.

Die Vereinigten Staaten haben nicht mehr die Potenz und die Ressourcen, sich überall in der Welt mit ihren Erwartungen und mit ihren Vorstellungen durchzusetzen.

Die Carter-Administration war auf dem richtigen Wege in der Erkenntnis, daß das komplexe Weltsystem weder von den beiden Supermächten allein bestimmt noch auf die reine Ost-West-Spannung reduziert werden kann. Bereits unter Kissinger wurde deutlich, daß die bipolare Sicht der Welt zu schmal war. Selbst Kissinger griff mit seinem multipolaren Großmächtekonzept noch zu kurz: *Heutige Weltpolitik läßt sich nur verstehen, wenn man nicht nur bestehende Strukturen wahrnimmt, sondern auch die Abwesenheit von Struktur, die Entstehung neuer Systeme, den Zerfall alter Systeme, das Auftauchen neuer und das Verschwinden alter Akteure auf der Weltbühne.* Die heute ablaufenden Prozesse deuten auf eine zunehmende Entstrukturierung der Weltgesellschaft hin. Eine Struktur stellt in der Regel ihren Mitgliedern klar umrissene, begrenzte Handlungsräume zur Verfügung. Der heutige weltweite Strukturumbbruch fordert die Erkundung und Verarbeitung immer neuer, veränderter Handlungsräume.

Dort wo Gruppen und Kollektive solche strukturellen Spannungen am eigenen Leibe erfahren, können diese zu irrationalen Eruptionen führen. Der gegenwärtige Zustand der Weltstruktur ist in manchen Regionen davon bestimmt.

Veränderte Weltstruktur verlangt neue Normen

Es ist zu hoffen, daß die zunehmende Erfahrung der weltweiten Erosion zu einer intensiveren Suche nach neuen Orientierungsmustern führt. Freilich ist es nicht möglich, dieser vielschichtigen Weltgesellschaft das westliche Normensystem aufzuzwingen. Normen, die durchsetzbar sein sollen, wirken nur, wenn sie mit der Dynamik der ablaufenden Prozesse einigermaßen im Einklang stehen. Solche transideologische, transkulturelle und transnationale Verhaltensregeln sind heute erst in einem mühsamen Entstehungs- und Realisierungsprozeß. Man denke an hoffnungsvolle Ansätze zur Bildung eines transnationalen Rechts. Die Ausbildung eines internationalen Humanrechts geht parallel zur Entwicklung eines internationalen Menschenrechtsbewußtseins. Die Carter-Administration hat mit Recht diese Bewegung zu stärken gesucht. Eine andere Sache ist die *Durchsetzung* solcher transnationaler Völkerrechtsstandards. In ihrer Mehrheit sind die gegenwärtigen Strukturen weltweit diesem Standard nicht gewachsen. Es gehört sicher zu den wichtigen Aufgaben einer imperialen und zugleich idealistisch motivierten Führungsmacht, wie es die USA sind, global Strukturen fördern zu helfen, in denen Human- und Sozialrecht vermehrt zur Geltung kommen.

² Vgl. Constanze Eisenbart, Das Experiment des Club of Rome, in: Merkur Heft 8, August 1979, S. 804

Dazu ist es aber notwendig, daß die verschiedenen Weltkulturen und Weltregionen ihr eigenes Bewußtsein verstärkt artikulieren und in universalere Normen einbringen können. Die Gegensätze und Widersprüche sind immens. Gleichwohl befinden wir uns in einem Weltzustand, in dem die allgemeine Interdependenz keine Isolierung der Probleme und Konflikte mehr erlaubt. Die Weltgesellschaft ist im ganzen von derselben technologisch-wirtschaftlichen Dynamik bestimmt, und diesem Internationalisierungsprozeß läßt sich nicht Einhalt gebieten. Alles hängt heute an der Fähigkeit der amerikanischen Führungsmacht, mit solcher komplexer Weltrealität, d.h. mit der Fülle verschiedenartiger Prozesse, angemessen umzugehen. Politische Establishments und Bürokratien machen oft sehr vereinfachende Deutungen ihrer politischen Umwelt zur Grundlage ihres eigenen Handelns.

Gerade die Internationalisierung der Kommunikationstechnologien hat dazu geführt, daß wir es oft gleichzeitig mit Dutzenden von Wirklichkeiten zu tun haben. Und man kann nicht wie in einem sicheren Kokon in der Gewißheit leben, daß die verschiedenen kulturellen und politischen Realitäten schließlich in einem westlichen, sprich: amerikanischen Weltmodell konvergieren.

Die vergleichende Entwicklungsforschung hat gerade die Kulturbedingtheit und damit die Relativität jeder gesellschaftlichen Formation hervorgehoben. Wegen der Verschiedenheit der Lebensbedingungen und wegen der unterschiedlichen kulturellen Traditionen wird man die Kategorie «Entwicklung» sowohl im Bereich der Politik wie der Wirtschaft pluralisieren müssen. Ein derart relationales Verständnis von Entwicklung bedeutet auch eine Relativierung westlicher Ordnungs- und Entwicklungsideologien. Versuche von Bewußtseinsbildung in dieser Richtung sind der Carter-Administration nicht abzuschreiben.

Mangel an politischem Stil

Stil ist in der Politik beinahe so wichtig wie Substanz. Auch eine mangelhafte Politik kann Freunde und Gegner beeindrucken, wenn sie wenigstens gut inszeniert ist. Guter Stil vermittelt die Illusion von Kohärenz und Kontinuität, auch wenn weder das eine noch das andere vorhanden ist und die tatsächliche Diplomatie oft nur aus Improvisation besteht.

Die Kunst, sich ein Image zu schaffen, war der Carter-Administration nicht gegeben. Jede gute Politik muß der Öffentlichkeit und den öffentlichen Entscheidungsträgern möglichst günstig vermittelt werden. Ohne eine solche Vermittlungsstruktur gibt es keine öffentliche Gefolgschaft. Diese Vermittlungskunst fehlte vollständig. Der unbeholfene Stil verstärkte das öffentliche Unbehagen. Verhängnisvoll erwies sich für Carter vor allem seine Unfähigkeit, auf den Kongreß einzugehen. Er mußte bald feststellen, daß er die Senatoren und Abgeordneten nicht so behandeln konnte wie die Volksvertreter Georgias. Er erhielt – erfolglos – Nachhilfestunden in «Congressional relations».³ Es fehlte nicht bloß an Stil, noch mehr fehlte es an Taktik. Zumindest war sie ausgesprochen erratisch. Hierin waren sich Freunde wie Feinde Amerikas einig: Carter war «unpredictable», nicht berechenbar.

Allzu häufig verfolgte die Regierung einen Zick-Zack-Kurs, z. B. betreffend den Status der amerikanischen Truppen in Südkorea, die Neutronenbombe, den Transfer von sensibler Technologie in den Ostblock. Dazu kam die Inkohärenz vieler Maßnahmen, beispielsweise Carters Versprechen gegenüber den westlichen Verbündeten, in der Geisellaffäre militärisch Zurückhaltung zu üben, und die darauf folgende Geiselbefreiungsaktion im Iran oder die plötzliche Entdeckung sowjetischer Brigaden in Kuba oder die Nichtreaktion auf den kommunistischen Coup in Afghanistan im April 1978.

Ein Präsident braucht verschiedene Ratgeber und Ratschläge. Er kann und soll Meinungsvielfalt institutionalisieren. Aber zu-

³ Vgl. Haynes Jones, In the absence of power, Governing America, The Viking Press, New York 1978

WISSEN UND GLAUBEN

THEOLOGIEKURS FÜR LAIEN (TKL)

4 Jahre (8 Semester) systematische Einführung in die Hauptgebiete der katholischen Theologie durch ausgewiesene Fachtheologen. Der Kurs bietet Akademikern, Lehrern usw. eine wertvolle Ergänzung zum Fachstudium.

Abendkurse in Zürich und Luzern sowie **Fernkurs** mit Studienwochen.

Oktober 1981: Zwischeneinstieg in den Turnus 1978/82.

Anmeldeschluß: 15. September 1981.

Prospekte, Auskünfte und Anmeldungen: Sekretariat TKL, Neptunstraße 38, 8032 Zürich, Telefon (01) 47 96 86.

gleich muß er fähig sein, seine eigene Synthese zu schaffen, seine Einschätzung der Lage schließlich durchzusetzen und in politische Schritte umzusetzen. Mit andern Worten: er muß Meister der Taktik und Strategie seiner Administration sein und bleiben. Ist dies nicht der Fall, dann wird die Diversität der Ratgeber sehr bald zur Kakophonie. Nur bei den Verhandlungen mit Sadat und Begin in Camp David vermittelte der Präsident den Eindruck, er halte den politischen Kurs seiner Administration unter Kontrolle. In Regierungssachen wie auch sonstwo gibt es keinen Ersatz für die Person in der höchsten Verantwortung oder wie David Broder in der Washington Post schrieb: «There is no substitute for the man in charge taking charge.» Oder wie es der Bericht der National Academy anlässlich einer Podiumsdiskussion über die Präsidentschaft für die achtziger Jahre formulierte: «Was auf die Länge zählt, ist allein, ob der Präsident den politischen Prozeß gut im Griff hat.»⁴ Carter ging diese Fähigkeit zur Integration völlig ab. Zudem hatte er einen unglücklichen Hang zum reinen Detailwissen. Detailbeherrschung ohne Synthesefähigkeit gibt keine Perspektive. Er wußte viel und verstand nichts. So blieb er ein Technokrat. Ein politischer Gestalter ist er nicht geworden.

Ein zweiter Grund lag im Fehlen einer stützenden Führungsgruppe, die den persönlichen Mangel des Präsidenten hätte kompensieren können.

Auch dem persönlichen Berater *Brzezinski* fehlte es an Stetigkeit. Er brachte noch weitere Elemente der Unberechenbarkeit und der Unstetigkeit in die amerikanische Politik.

Kissinger war es noch gelungen, strukturelle Schwächen durch persönliche Genialität zu kompensieren. Seine starke, differenzierte Persönlichkeit erlaubte es, seine nervösen Energien in den Dienst einer ausgewogenen, wenn auch nicht stabilen politischen Konzeption zu stellen.

Intellektuelle als Operateure der Politik

Für *Brzezinski* wie für manche andere reine Intellektuelle galt, was ein George Ball im Rückblick auf die Kennedyjahre bemerkte: daß es ein Fehler war, reine Intellektuelle zu Operateuren der Politik zu ernennen, statt ihr Engagement auf Anregung und Kritik zu beschränken. Schließlich waren es in Vietnam besonders die Intellektuellen (*Rostow*, *McGeorge*, *Bundy* usw.), die die USA besonders männlich und heldisch darstellen wollten. Die gesellschaftliche Unsicherheit vieler Intellektueller (manche unter den politisch besonders aggressiven waren Neumerikaner) zeigten im politischen Amt einen gefährlichen Macho-Komplex.

Ein Problem vieler Universitätsintellektuellen zeigte sich in ihrer engen Beziehung zur Macht: ihr Umgang mit den Machtinstrumenten der Regierung blieb unausgewogen und verspannt. Selten widerstanden sie der Versuchung, Kompetenzen zu häufen, Einfluß durch Manipulation zu verstärken,

und ihr Bestreben, Profil zu gewinnen, trieb sie immer wieder in Konflikte mit den Vertretern des traditionellen amerikanischen Establishments, das eher großbürgerlich-patrizisch als akademisch geprägt ist.

Sie haben damit zum Machtverfall des alten Ostküsten-Establishments beigetragen, anstatt daß sie den Konsens zwischen der alten und der neuen politischen Elite suchten. Die siebziger Jahre sind denn auch gekennzeichnet vom Auseinanderfallen des amerikanischen Konsenses der fünfziger und sechziger Jahre. Seither gibt es kein klares politisches Establishment mehr, keine Führungsgruppe setzt mehr klare außenpolitische Akzente. An dessen Stelle sind Interessengruppen getreten, die oft jeden Versuch einer klaren, kohärenten Politik blockieren. Damit ist auch die Zeit der großen Konzepte vorbei, vorüber auch die Periode der großen atlantischen Partnerschaft, schon weil die Atlantiker heute nicht mehr die amerikanische Außenpolitik bestimmen.

«Auf amerikanischer Seite ist eine graduelle Abkehr der Vereinigten Staaten von einer europazentrierten Außenpolitik zugunsten einer stärkeren globalen Orientierung zu verzeichnen, bei der andere Regionen (vor allem Asien, der Nahe und Mittlere Osten) mit Europa konkurrieren. Parallel dazu ist der allmähliche Rückzug des Einflusses einer gewissen europazentrierten Elite der amerikanischen Ostküste festzustellen, die in bezug auf europäische Geschichte und Politik über einen hohen Kenntnisstand und entsprechende Sensibilität verfügte. Die neuen amerikanischen Eliten, die aus anderen Regionen (Süden, Westen) kommen, sind – wie auch die Medien – eindeutig weniger an Europa interessiert und auch weniger über Europa informiert.»⁵

Was hier stattfand, war eine Umverteilung der intellektuellen Macht, eine fortschreitende Dezentralisierung der politischen Eliten. Die politische Landschaft Amerikas verliert durch ihre regionale und auch soziale Expansion für europäische Begriffe an Übersichtlichkeit. Schon mit Carter, noch mehr mit Reagan ist ein weiterer Schritt zur Amerikanisierung der amerikanischen Politik geschehen.

Carters strategische Inkohärenz

Die Carter-Administration hatte nie klar definiert, was ihre Intentionen im Blick auf das Ost-West-Verhältnis waren. Ursprünglich weigerte sich Carter, den Beziehungen zur Sowjetunion absolute Priorität zuzuerkennen. Globale Probleme sollten mehr Aufmerksamkeit bekommen. Aber bald mußte auch die Carter-Administration erkennen, daß die Regelung der globalen Probleme mit dem Ost-West-Gegensatz verquickt war. Immer wieder schwappte das Duell der Supermächte auf die Konflikte in der Dritten Welt über.

Der Konflikt zwischen dem Willen zur Globalität (und zur Interdependenz) und den eigenen strategischen Interessen wurde zu wenig beachtet.

Zu Recht hat die Carter-Administration die Globalisierung der Probleme, die zunehmende Interdependenz und Verknüpfung als die weltpolitischen Grundtendenzen erkannt. Sie wollte einen größeren Bezugsrahmen entwickeln als jenen des alten bipolaren Ost-West-Konfliktes. Und in der Tat ist es zu kurz gedacht, wenn man die Tagesordnung der Weltpolitik allein durch den Ost-West-Konflikt bestimmt sieht.

Aber eine der Lehren von Afghanistan muß heißen: Ein ständiger amerikanisch-sowjetischer Dialog ist notwendig, schon zur Vermeidung gegenseitiger Fehleinschätzungen. In diesem Sinne behält das Verhältnis der USA zur Sowjetunion immer noch das Primat. Notwendig ist auch eine klare Definition des westlichen Verhältnisses zur UdSSR; es ist die Situation eines unvermeidlichen, aber begrenzbaren langwierigen Konflikts. Einen Ausweg aus dieser Konfliktsituation gibt es nicht.

Richard Löwenthal sieht die Gründe für die Dauerhaftigkeit des Konflikts der Supermächte nicht nur in der Mechanik der Machtrivalität, nicht nur in der grundsätzlichen Verschiedenheit der politischen und ökonomischen Systeme, sondern «entscheidend in der Herrschaft einer Monopolpartei in der Sowjet-

⁴ Vgl. David Broder, Reagan must run his own show, in: The Guardian, 1.2.1981, S. 17

⁵ Aus: Die Sicherheit des Westens, Neue Dimensionen und Aufgaben, Karl Kaiser, Winston Lord, Thierry de Montbrial, David Watt, Bonn 1981, S. 6

union, die ihr Machtmonopol vor sich und ihren Untertanen durch die These der unversöhnlichen Feindschaft der nichtkommunistischen Welt rechtfertigt».⁶

Kein amerikanischer Präsident kann darauf verzichten, immer wieder die militärischen und technologischen Grundlagen westlicher Stärke zu festigen, und zugleich muß er Felder der Kooperation mit dem Osten herausfinden und formulieren. *Eine solche Mischstrategie (zwischen Konfrontation und Kooperation) ist ein äußerst schwieriges Unterfangen.* Besonders schwierig ist es, die Verbindung von Sicherheitspolitik und Rüstungskontrollpolitik herzustellen. Was gut ist für das eine, ist oft schädlich für das andere.

Carters Scheitern in diesem entscheidenden Bereich hat damit zu tun, daß sein Versuch, eine intelligente Debatte über diese Fragen zu führen, versandete und wieder in die vereinfachten Denkmuster des Kalten Krieges zurückführte. Das Fehlen einer überzeugenden Strategie hat den Weg geebnet für jene Einfachstrategien, die jeden Konflikt auf die Bedrohung durch den «Weltkommunismus» reduzieren. Hier wirkte sich das Fehlen einer kohärenten Strategie der Carter-Administration verheerend aus. Damit erhielt die republikanische Opposition wieder Gelegenheit, Kontrolle über die Problem-Agenda zu gewinnen.

Auf dem Weg zu neuer Bewußtseinsbildung

Präsident Carter und seine engsten Ratgeber unterschätzten die Bedeutung von konzeptionellen Erklärungen, die von der Öffentlichkeit als richtungsweisend empfunden worden wären. Erklärungen gab es schon, aber ohne klare Inhalte und Richtungen. Es handelte sich eher um Einkaufs- als um Prioritätslisten. Carters Equipe war im Grunde nur auf die Taktik der Machteroberung in Washington gedrillt. Über dieses reine Wahlmanagement ist sie nie hinausgekommen. Wer an der Macht ist, braucht mehr als bloßes Management: *Eine erfolgreiche Präsidentschaft erfordert die Schaffung von soliden Koalitionen und die politische Erziehung der Öffentlichkeit.*

Als Präsident Carter ins Weiße Haus einzog, bestand ein öffent-

⁶ Vgl. Vortrag von R. Löwenthal in Zürich, 26. März 1981

STIMME AUS DEM UNTERGRUND

Zu Dostojewskis «Aufzeichnungen aus einem Kellerloch»

Es ist der Initiative von Schauspieler *Ingold Wildenauer* zu danken, daß das «Anti-Stück» *Die Stimme aus dem Untergrund* (eine freie Übersetzung des Originaltitels «Aufzeichnungen aus einem Kellerloch») von Fjodor M. Dostojewski auf das Programm des Zürcher Schauspielhauses gelangte. Die Faszination des schwierigen Textes, der zur Hauptsache aus einem Monolog besteht, und die überwältigende Interpretation brachten diesem Experiment einen außergewöhnlichen Erfolg, und so sind im Rahmen der *Juni-Festspielwochen* nochmals sieben bis acht Aufführungen¹ vorgesehen. Der Erfolg ist um so erstaunlicher, als es sich um einen wenig bekannten Text handelt, der auf diese Weise einem breiteren Publikum bekannt wird. Erstaunlich auch deshalb, weil es bei den «Aufzeichnungen aus einem Kellerloch» zum größten Teil um einen Prosatext geht, der nicht für die Bühne bestimmt war, und weil die Aufführung fast vier Stunden dauert. Woher erklärt sich dann das große Interesse des Publikums? Ist es vielleicht darin begründet, daß sich uns hier eine besondere Perspektive eröffnet, die angesichts der allgegenwärtigen Heil- und Sinnlosigkeit auch uns betrifft?

Über den brennenden politisch-strategischen Fragen haben wir vergessen, daß Rußland auch ein geistiges Land von ungeheurer

licher Konsens über zwei Punkte: *Der amerikanische Idealismus sollte wiedererweckt werden und neue Vietnams sollten vermieden werden.*

Die Nixon-Kissinger-Administration hatte versucht, durch außenpolitischen Erfolg und spektakuläre Aktionen einen neuen öffentlichen Konsens zu schaffen. Die Carter-Administration beschloß dagegen, möglichst unspektakulär zu handeln. Ihre Erfolge hat sie kaum ausgeschlachtet, die Mißerfolge fielen daher umso schwerer ins Gewicht.

Carter hätte der Öffentlichkeit verständlich machen müssen, daß auch Niederlagen nicht immer schon fatal oder definitiv sein müssen, daß es Widersprüche und Spannungen gibt, mit denen man zu leben hat und für die es keine Lösungen gibt.

Neu ist für die amerikanische Öffentlichkeit die Erkenntnis, daß es keine universalen amerikanischen Lösungen, keine klaren Siege, kein erfolgreiches Ende mehr gibt. So ist die Strategie der Eindämmung kein einmaliger Akt und auch keine eindeutige Gewinnstrategie.

Verständnis dafür muß geweckt werden: Es geht um die Bildung eines öffentlichen politischen Bewußtseins. Aufgabe solcher Bewußtseinsbildung ist es, den Sinn für diese komplexen Abläufe zu schärfen und zu zeigen, daß auch dem amerikanischen Handeln starke Grenzen gesetzt sind, und daß nicht alle politischen Prozesse kontrollierbar sind. Vor allem ist es nötig, die Widerstandskraft zu stärken gegenüber der Versuchung, in schnellen politischen Formeln und flinken Weiterklärungs- und Bedrohungstheorien alles in den Griff nehmen zu wollen. Einsicht in die Ambivalenz vieler politischer Welt Situationen ist notwendig. Allein ein solcher Sinn für die gewachsene Komplexität der Weltgesellschaft ist eine gewisse Versicherung für die Bewältigung der Zukunft.

Carters Administration besaß kein Talent für eine solche politische Erziehung der amerikanischen Öffentlichkeit. Ohne eigene Überzeugungsstrategien und ohne Geschick im politischen Manövrieren überließ man die Arena den Gegenspielern der republikanischen Opposition, deren Interpretation der Weltlage um vieles einfacher und für die Öffentlichkeit eingängiger war.

Theodor Leuenberger, St. Gallen

Weite und Höhe ist: «Rußland grenzt an kein Land, Rußland grenzt an Gott», hat ein junger deutscher Dichter geschrieben. Diesem Aufbruch zur Höhe entspricht aber ein Abstieg bis in die tiefsten Tiefen der menschlichen Seele. Das Werk Dostojewskis wird in dem Maße geheimnisvoller, als wir von seiner unendlichen Weite in seine unendliche Tiefe zu dringen suchen. Überall ist Geheimnis. Von jeder Gestalt führt ein Weg hinab in dämonische Abgründe, jeder Aufstieg rührt an das Antlitz Gottes. Hinter jedem Antlitz seiner Menschen starrt die ewige Nacht und glänzt das ewige Licht. Dostojewskis Welt steht zwischen Tod und Wahnsinn, zwischen Traum und brennender Wirklichkeit; jedes persönliche Problem grenzt an ein unlösbares der ganzen Menschheit. Sein künstlerisches Werk aber nimmt die Form des eigenen Schicksals an.

Vier Jahre lang selber im Totenhaus

Es gibt da geheimnisvolle Zusammenhänge, die nicht zu deuten sind. Schon der Beginn seines Lebens ist Symbol: Fjodor Michajlowitsch Dostojewski wird im *Armenhaus* geboren. So wird ihm der Ort seiner Existenz angewiesen: irgendwo im Abseits, im Verachteten, in vertrauter Nähe von Leiden, Schmerz und Tod – bis zum letzten Tag: er stirbt mit 56 Jahren in einem Arbeiterviertel, in einer Winkelwohnung des 4. Stockwerks. Mit Elend, Armut, Krankheit und Entbehrungen bleibt er im Armenhaus des Lebens. Sein Vater, ein Militärarzt, ist adliger

¹ Am 4., 5., 11., 12., 13., 25. und 26. sowie evtl. am 27. Juni.

Abstammung, seine Mutter hat Bauernblut: beide Quellen des russischen Volkstums strömen in ihm zusammen. Eine Kindheit hat er wohl nie gehabt, niemals hat er von ihr gesprochen. Als junger Mann flieht er in die Welt der Bücher. Er hat Tag und Nacht mit seinem Bruder gelesen. Diese phantastische Welt entfernt ihn von der Wirklichkeit. Er ist krankhaft menschenscheu und verschlossen, wird zum Fanatiker der Einsamkeit.

Sein erstes dichterisches Werk entsteht: der kleine Roman «Arme Leute». Er vertraut Nekrasow, dem Dichter, das Manuskript an. Zwei Tage vergehen. Da reißt man um vier Uhr früh an seiner Klingel: «Ja, begreifen Sie denn, was Sie da geschaffen haben?», schreit Nekrasow den jungen Menschen an. Dostojewski graut vor dem plötzlichen Ruhm. Aber das Leben soll ihm nicht leicht werden: Wieder gellt die Klingel mitten in der Nacht. Nicht die Botschaft des Ruhmes ist es diesmal, sondern der Ruf des Todes. Offiziere, Kosaken dringen in sein Zimmer. Dostojewski wird verhaftet, seine Schriften versiegelt – er wird in die Festung Sankt Paul geworfen (ich habe die Zelle gesehen), ohne zu ahnen, welchen Verbrechens er sich schuldig gemacht hat. Was war es? Teilnahme an Diskussionen mit Freunden, ein paar Leute, die man Verschwörer genannt hat. Dennoch trifft ihn die Verurteilung wie ein Schlag. Die Strafe lautet: verurteilt zum Tode durch Erschießen. Im Morgenrauen wird er aus dem Gefängnis geholt, die Augen werden ihm verbunden, die Glieder an den Pfahl geschnürt. Die Trommeln schlagen, das Todesurteil wird verlesen – da hebt der Offizier die Hand: Er ist begnadigt, das Urteil in Verbannung nach Sibirien verwandelt.

Vier Jahre lang sind die hölzernen Pfähle sein Horizont, seine Genossen Verbrecher, Diebe, Mörder. Seine Fronarbeit: an Ketten geschmiedet, eine schwere Bleikugel nach sich schlep-pend, Ziegel tragen, Schnee schaufeln, Alabaster schleifen. Das einzig erlaubte Buch: die Bibel. Sein einziger Freund: ein räudiger Hund. Vier Jahre bleibt er im Totenhaus. Als man die Ketten von den wunden Füßen löst, ist er ein anderer: seine Gesundheit zerstört (er ist zum Epileptiker geworden), seine Existenz vernichtet, sein Ruhm verflogen. Aber in ihm glüht die Ekstase. – In einem einzigen Jahr leuchtet sein Ruhm wieder auf. Aber die Armut wird unerträglich, er flüchtet vor seinen Gläubigern in ein jahrelanges, zielloses europäisches Exil. Frankreich, Italien, Deutschland werden ihm zur Hölle. Er weiß nichts von den Menschen um ihn, sie wissen nichts von ihm. Er haßt sie, weil sie nicht Russen sind. Sein ganzes Wesen horcht nach Rußland. Täglich geht er auf die Bank: noch kein Wechsel aus Rußland. In der Pfandleihe ist er stetiger Gast. Entsetzlich die Bettelbriefe, die er um ein paar Rubel schreibt. Er arbeitet Nächte hindurch. «Raskolnikow», «Der Idiot», «Die Dämonen», «Der Spieler» entstehen. «*Rußland*» bleibt der Schrei seiner Not. Mit 59 Jahren darf er zurück. Seine Werke haben für ihn erworben. Turgenjew, Tolstoj stehen in seinem Schatten. Mit letzter Kraft vollendet er sein Werk «Die Brüder Karamasow». Jetzt endlich erlebt er einen Augenblick höchsten Glücks. Zum 100. Geburtstag Puschkins sind die großen Dichter Rußlands geladen, die Festrede zu halten. Turgenjew spricht (er hat den Vorrang) unter freundlicher Zustimmung der Versammelten. Am nächsten Tag ergreift Dostojewski das Wort, glühend vor Ekstase. Wie trunken bricht durch seine leise Stimme das gewaltige Wort. Er verkündet die heilige Mission der russischen Allversöhnung. Der Saal zittert unter der Explosion des Jubels. Die Frauen küssen ihm die Hände, ein Student stürzt ohnmächtig zu seinen Füßen. Alle anderen Redner verzichten auf das Wort. Dieser Augenblick ist wie die Erfüllung seiner Mission, seines Werkes. Am 10. Februar 1881 stirbt Dostojewski. Bei dem Leichenzug wird Dostojewskis heiliger Traum für eine Stunde zum Geschehnis: das *einige* Rußland. Alle Klassen und Stände sind da: hunderttausend, Prinzen, Bauern, Arbeiter und Studenten. Dostojewski bringt mit dämonischer Kraft alle Gegensätze seiner Zeit zusammen. Und wie ein grandioser Salut bricht nach seinem letzten Weg die Revolution aus. Der Zar wird ermordet, und wie ein Sommer rollt der Aufstand.

Der Mensch weiß nicht, wer er ist

Die Menschen, die «Helden» (hätte man früher gesagt) im Werk Dostojewskis suchen zwar, finden aber kein Verhältnis zum wirklichen Leben. Das muß man beachten, wenn man den «Kellerlochmann» auch nur ein wenig verstehen will. Diese Menschen wollen gar nicht in die Realität hinein, sondern von allem Anfang an *über* sie hinaus, ins Unendliche. Ihr Schicksal existiert für sie nicht in einem äußeren, sondern *nur* in einem inneren Sinn. Sie wollen sich in dieser Welt gar nicht behaupten, durchsetzen oder sich einordnen; sie rechnen nicht und bleiben unberechenbar. Der westliche Mensch würde sie als «untüchtig» abtun. Sie scheinen phantastische Träumer zu sein, ihr Blick scheint leer, weil er nicht nach außen starrt, sondern mit verzehrender Glut nach innen, in sich selbst, die eigene Existenz. Man versteht sie nicht, wenn man nicht bedenkt, daß sie Russen sind: Wesen, die nach einer jahrtausendalten Unbewußtheit in die europäische Kultur des 19. Jahrhunderts gestürzt sind. Entwurzelte sind sie, Richtungslose. So greifen sie nach allem und haben nie genug. Dostojewskis Menschen sind *Übergangsmenschen*, beladen mit Hemmungen und Ungewißheiten. Immer sind sie verschreckt, verschüchtert; immer fühlen sie sich erniedrigt und beleidigt. So auch der Kellerlochmann, und das aus immer dem gleichen Grund: Sie wissen nicht, wer sie sind. Immer werden sie herabgeschleudert von überheblichem Stolz in tiefste Zerknirschung, von Selbstüberschätzung in Selbstverachtung – immer blicken sie sich um nach den anderen, und alle sind sie verzehrt von der Angst, lächerlich zu sein. Ihr *Gefühl* ist übermächtig, hat keinen Halt, hat kein Maß: Alle sind sie Maßlose und Ratlose in einer unbekanntem Welt. Alle sind sie in einem rasenden Wettlauf zur Höhe und zur Tiefe, und jeder ist ein Feuer der Unruhe. Ihre Unruhe ist ihre Qual. Darum sind die Menschen Dostojewskis *alle* die großen *Leidenden*. Leidende sind sie auch, weil sie Kränkung erfahren, schon auf die nächste lauern, ja Durst verspüren nach mehr Kränkung. So ein Mensch beginnt zu provozieren, er fordert heraus; das Leiden ist ihm jetzt notwendig, eine Lust. Und noch immer fragt er sich: Wer bin ich? Er will sich *erkennen* als der, der er in Wahrheit ist – und er will sich *bekennen*. Und so sitzen sie einsam in dumpfen Stuben, im Kellerloch, und denken, denken über sich nach. Sie schärfen ihr Denken, bis es sie zerschneidet wie mit Messern; sie *zerdenken* ihr Gehirn – oder sie *zerreden* ihre Bedrückung in fanatischen Gesprächen, fanatisch bis zur Raserei. Alle Menschen Dostojewskis sind wandelnde Fieberzustände – aber sie sind Schatten, solange sie nicht sprechen. Auf den 20 000 Seiten seines Werkes wird *nie* geschildert, daß ein Mensch ißt oder trinkt. Immer fühlt er und spricht – er schläft nicht, er *denkt*. Das Unbewußte, das Unterbewußte ist bei ihnen überentwickelt, und wie Dostojewski selbst überschreiten sie alle Grenzen.

Der «Kellerlochmann» – Dostojewskis Ebenbild

Wir stehen in den Jahren seines Herumirrens in Europa. Dostojewski ist vier Jahre mit *Márja Dmitrijevna*, seiner ersten Frau, verheiratet. Sie ist inzwischen an Schwindsucht erkrankt, während er mit der leidenschaftlich geliebten *Pólina Súslova* im Ausland herumreist. Gleichzeitig ist er wieder seinem alten Laster, der Spielleidenschaft, verfallen. Schuldgefühle erdrücken ihn. Epileptische Anfälle stellen sich ein. Außerdem leidet er unter dem verletzenden Benehmen seines Stiefsohns. Im Jahre 1864 stirbt Márja, und zu dieser Zeit bringt er die «Aufzeichnungen aus einem Kellerloch» zu Papier. In seinen Notizbüchern findet sich eine Anmerkung:

«Ich allein habe den tragischen Zustand des unterirdischen Menschen beschworen, die Tragik seiner Leiden, seiner Selbstbestrafung, seines Strebens nach dem Ideal und seiner Unfähigkeit, es zu erreichen; ich allein habe beschworen, welch klaren Einblick diese elenden Wesen in das Verhängnisvolle ihres Zustandes besitzen, verhängnisvoll von einer Art, daß jede Reaktion dagegen sinnlos wäre.»

Hier ist der unterirdische Mensch, der Mann aus dem Untergrund, der Mensch im Kellerloch, der Erniedrigung erleidet. Er hockt an seinem Schreibtisch und schindet sich ab in tiefster Seriosität. Und am Abend schlurft er nach Hause.

In einem Brief an seinen Bruder schreibt Dostojewski über die «Aufzeichnungen»: «Sie sind ein starkes und freimütiges Werk», nämlich «Wahrheit». Der Kellerlochmann versucht, durch Verhöhnung der Welt sich selbst zu bestätigen. Er will sich beweisen, daß er recht hat, während die anderen im Unrecht sind. Eines seiner Gefühle ist sein unterdrücktes Sehnen nach menschlicher Wärme und Gemeinschaft. Als er seine ehemaligen Schulkameraden wieder trifft und ihre abgrundtiefe Verachtung erfahren muß, ergreift ihn sein «Egoismus des Leidens», und er erniedrigt sich noch mehr, als es schon durch sie geschieht. Diese Beleidigung und Erniedrigung läßt er an einem anderen Wesen aus, das ihm ausgeliefert ist: der Prostituierten Lisa. Er tritt sie mit Füßen in dem Augenblick, da sie hofft, gerade von ihm gerettet zu werden. In diesem Verhalten findet er noch Selbstbestätigung, und dies nur deshalb, weil seiner Sehnsucht nach menschlichem Mitgefühl so grausam mitgespielt worden ist.

Was den Mann im Kellerloch vor allem charakterisiert, ist sein auswegloser Pessimismus. Hinzu tritt seine Einsamkeit und völlige Isoliertheit. Wenn er redet, so redet er nicht mit anderen Menschen, sondern nur mit sich selbst: Es ist nur natürlich für einen solchen Menschen, daß er, um klar zu sehen, ein Tagebuch schreibt! Offensichtlich ist der «Kellerlochmann» unfähig zu handeln, unfähig auch, im geistigen Sinne voranzukommen. Alles mißlingt ihm, während anderen alles gelingt. Eine Mauer trennt ihn von seinen Mitmenschen. Wer sind sie – warum leiden sie nicht wie er? Betrügen sie sich selbst, oder sind sie abgestumpft und dumm? So steigt Haß auf, Haß gegen die anderen – ein Haß, der Ekel vor sich selbst zur Folge hat. Und noch etwas: In dem Maße, in dem er die Menschen haßt, möchte er ihre Achtung gewinnen, sogar ihre Liebe.

Aber da sind noch andere Gestalten. Bei ihnen deckt sich nur selten der Gedanke mit der Tat. Dadurch sind sie in gewisser Weise harmloser. Was der

Mann im Kellerloch ausspricht, ist beunruhigend, erschreckend, sein Kampf ist verzweifelt, seine Gefühle von unerhörter Heftigkeit. Alle Worte, die die anderen Gestalten aussprechen, sind eben nichts als Worte und nichts im Vergleich mit der Demütigung, der der Kellerlochmann die wehrlose Lisa unterwirft. – Und doch möchte er, wie andere auch, von der Gesellschaft akzeptiert werden. Auch er kennt das Ideal der Verbrüderung mit allen Menschen. In diesem Widerspruch liegt seine Tragik. In ihm wird das Bild des gefallenen Menschen deutlich, des Menschen, der seine zerstörerischen Instinkte nicht mehr beherrschen kann, des machtlosen Menschen.

Wie soll man denn in einer Welt leben, in der alles vergänglich ist und wo die schönsten Dinge ihren Glanz verlieren, ja spurlos verschwinden? Wenn es so ist, dann ist das einzige, was zählt, der Augenblick – und ein Augenblick ist zu kurz, um dem Leben einen Sinn zu geben. Um diese grausame Wirklichkeit zu vergessen, braucht man «die anderen», bei ihnen fühlt man sich sicher.

Die Nacht der Verzweiflung

Von den unzähligen Gestalten im Gesamtwerk Dostojewskis gleicht ihm selber «der Mann aus dem Kellerloch» am meisten. Mit seinem bis zum äußersten gesteigerten Ehrgefühl, seiner Empfindsamkeit, begleitet von der Eigenschaft, nachtragend zu sein, verbindet sich eine unerhörte Begeisterungsfähigkeit; und darin besteht eine besondere russische Eigenschaft, die dem westlichen Menschen oft unverständlich ist, nämlich die Fähigkeit, ohne Übergang von einem Extrem in das andere zu fallen. Was die Ähnlichkeit zwischen dem Autor und seinem Kellerlochgeschöpf noch steigert, ist die durchdringende Intelligenz, die beiden eigen ist, die nicht einmal von einer alles verschlingenden Leidenschaft überschattet werden kann. Aber nicht nur blinde Leidenschaft besiegt die Vernunft, sondern gekünstelte und falsche Gefühle reißen den Menschen mit, der sie empfindet. Dennoch bleibt die Intelligenz hellwach und wirft ihr Licht auf die unumstößliche Tatsache, daß alles umsonst ist, daß nichts, aber auch gar nichts Bedeutung hat. Die alles durchdringende Intelligenz und auch die Vernunft führen geradewegs zur Verzweiflung.

Fragt man sich, was Dostojewski mit diesem Werk aufzeigen wollte, so vielleicht dies: Was erwartet den Menschen, der ohne die Gnade des Glaubens lebt? Vielleicht. Mit Bestimmtheit läßt es sich kaum sagen – und sicher ist dies nicht der einzige Grund für den Autor gewesen, die «Aufzeichnungen» der Nachwelt zu überliefern. Die Frage nach dem Glauben Dostojewskis ist noch nie eine einfache gewesen. Glaube und Zweifel sind nie zu trennen. Sogar die Heiligen haben die Nacht, das heißt die Verlassenheit, die tödliche Leere der Seele gekannt, die bis an den Rand des Unglaubens führen kann. Aus dieser Nacht der Verzweiflung erklingt die Stimme des Mannes aus dem Untergrund. Im Leben eines jeden denkenden Menschen, der versucht, sich Klarheit über sein Handeln zu verschaffen, kommt der Augenblick, wo er sich vollkommen allein weiß, völlig überflüssig. Arbeit, Familie, Politik, religiöse Überzeugungen helfen ihm, diesen Augenblick zu überwinden; aber er weiß, daß er am Rand des Abgrundes stand. Man kann sich fragen, ob es besser wäre, die Stimme des Kellerlochmannes zu ersticken. Diese Stimme beunruhigt das geistige Gleichgewicht des aktiven Menschen, hindert ihn vielleicht daran, eine Zeitlang seinen gewohnten Beschäftigungen nachzugehen. Wäre es nicht besser, der Mensch dächte weiterhin, daß das Leben schön ist, ohne Fragen zu stellen? – Wohl kaum; denn wer nicht in das Kellerloch hinabgestiegen ist, wird nichts von der Schönheit, nichts von der abgründigen Bosheit und nichts von allen Widersprüchen begreifen, die, zusammengenommen, die menschliche Seele ausmachen.²

Vera De Bluë, Zürich

² Literaturangaben: Der Text (F.M. Dostojewskij, Aufzeichnungen aus einem Kellerloch und andere Erzählungen) ist im Winkler-Verlag, München 1962, erschienen. – Weitere Literatur: B.J. Paris, Notes from the Underground. A Horneyan Analysis; H.G. Schogt, La Solitude du Souterrain; B. Smalley, The Compulsive Patterns of Dostojewskij's Underground Man; Janko Lavrin, F.M. Dostojewskij (rororo-Bildmonographien, Bd. 88; Rowohlt, Reinbek b. Hamburg 1963); vgl. jetzt auch R. Hotz, Dostojewskij – der religiöse Zweifler als christlicher Prophet: Civitas, Heft 10/11, Juni 1981.

ORIENTIERUNG – bis Ende 1981

Ein Halbjahresabonnement zum «Anbeißen»: wem werfen Sie die Angel zu?

Sie zahlen nur Fr. 17.50 (DM 21,-, öS 160,-) ein, und der Beschenkte erhält ab sofort (3 Nummern gratis) die ORIENTIERUNG bis Ende Jahr.

Auf Ihre Meldung freut sich

Ihre Administration.



ORIENTIERUNG

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Albert Ebnetter, Mario v. Galli, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin, Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck)
Anschrift von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 201 07 60
Bestellungen, Abonnemente: Administration
Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»
Schweiz: Postcheck Zürich 80-27 842
Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge
Konto Nr. 0842-556 967-61

Deutschland: Postcheckkonto Stuttgart 6290-700

Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127

Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnementspreise 1981:

Schweiz: Fr. 32.- / Halbjahr Fr. 17.50 / Studenten Fr. 24.-

Deutschland: DM 37.- / Halbjahr DM 21.- / Studenten DM 27,50

Österreich: öS 275.- / Halbjahr öS 160.- / Studenten öS 190.-

Übrige Länder: sFr. 32.- plus Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr. 40.- / DM 45.- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzelexemplar: Fr. 2.- / DM 2,50 / öS 20,-

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich